Mosaik.

Ausgewählte Erzählungen

von

Ernst Willkomm.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1860.

Inhalt.

I.

Ein Falschmünzer.

1.

Haus und Familie des Banquiers.

Ein ungewöhnlich glänzendes Haus in der Residenz machte der Freiherr von Gampenstein, der sich erst seit einigen Jahren als Chef eines großartig betriebenen Banquiergeschäftes daselbst niedergelassen hatte. Früher lebte der schon bejahrte Freiherr als Gutsbesitzer einige Stunden von der Residenz entfernt, und erst als er durch die Erwerbung der Herrschaft Gampenstein in die Reihen der größten Grundbesitzer des Staates trat, was vor beiläufig zwanzig Jahren geschah, wußte er durch seine weit reichenden Connexionen die Erhebung in den Adelsstand durchzusetzen. Der regierende Landesherr kam den Wünschen seines verdienstvollen Unterthanen schon deshalb auf halbem Wege entgegen, weil er dem Freiherrn, der als Bürgerlicher Wenzel hieß, vielfach zu Dank verpflichtet war. Die Energie Wenzel's von Gampenstein hatte dem Lande bedeutende Vortheile gebracht. Auf seine Veranlassung wurden industrielle Unternehmungen in's Leben gerufen, die Hunderten Arbeit und reichlichen Verdienst gaben. Wenzel

von Gampenstein hatte Kohlenflötze entdeckt und auf eigene Kosten ihre Ausbeutung angeregt. Durch seine Verbindungen, seine unermüdliche Thätigkeit brachte er ferner den Holzhandel zu einem Aufschwunge, wie ihn bisher Niemand für möglich gehalten hatte.

Eine so große, fast universal zu nennende Thätigkeit konnte unmöglich unbeachtet bleiben. Finanz- und Staatsmänner suchten die Bekanntschaft des regsamen Mannes, und waren überrascht von dessen umfassenden Kenntnissen. Wenzel von Gampenstein durfte für ein Phänomen gelten; denn so sicher er sich zeigte in allen praktischen Dingen, so fest, klar und meistentheils zutreffend war auch sein Urtheil in der Kunst. In der Jugend hatte er große Reisen nicht blos in Europa, sondern auch nach Amerika, selbst durch einen beträchtlichen Theil Asiens gemacht, und den Schatz von Kenntnissen, welchen er sich dadurch erworben, war sehr bedeutend. Gewohnheiten, Sitten, Lebensart der Völker, unter denen er zeitweilig gelebt, mit denen er vielfach verkehrt hatte, waren ihm genau bekannt. Die Hauptsprachen Europas sprach er geläufig, ja sogar elegant, und im Umgange mit Vornehm und Gering zeigte er sich als der gewandteste, feingebildetste Weltmann.

Kurz vor der Erwerbung der Herrschaft Gampenstein verheirathete sich Wenzel zum zweiten Male mit einer jungen Dame aus altem, aber armen Adel. Diese Vermählung mochte wohl mit dazu beitragen, daß Wenzel's längst gehegter Wunsch, selbst in den Freiherrnstand erhoben zu werden, bald darauf in Erfüllung ging.

Bei einer Finanzoperation, zu welcher der Staat schreiten mußte, ward der Blick des Landesherrn zuerst auf den neuen Freiherrn, dessen Ansicht man zu hören wünschte, gerichtet. Wenzel von Gampenstein sprach sich so frei und lichtvoll über das Project aus, daß seine Ansicht entschieden die Oberhand gewann und seine Rathschläge befolgt wurden. Er selbst betheiligte sich dabei, und nachdem die Operation zur Zufriedenheit des Landesherrn, wie aller Sachverständigen glücklich zu Stande gekommen war, erhielt der Freiherr eine Aufforderung zur Bekleidung eines wichtigen Staatsamtes. Wenzel von Gampenstein lehnte jedoch diesen Antrag dankend ab, indem er zugleich Gründe anführte, die man gelten lassen mußte. Bald darauf gründete er jenes Banquiergeschäft, als dessen Chef er seitdem fungirte und, wie in Allem, was er ergriff, eine staunenswerthe Thätigkeit und Umsicht entwickelte.

Nach hergebrachter Gewohnheit reiste der Freiherr oft. Meistentheils gaben Geschäfte Anlaß zu diesen Reisen, bisweilen aber war es auch nur das Bedürfniß nach Veränderung, das ihn dazu trieb. Ueberhaupt lag ein ausgesprochener Zug nach Abwechselung in dem Charakter des Freiherrn. Sein beweglicher Geist verlangte immer nach neuer Beschäftigung, nach starken Anreizungen, selbst nach Aufregungen gewaltsamer Art. So wußte man unter Anderm, daß er gern und hoch spielte, und daß gerade gewagtes Spiel für ihn ein Genuß war. Selbst in den Unternehmungen des Freiherrn machte sich

dieser charakteristische Zug bemerkbar, denn er begann Manches, was ganz und gar hohem Spiele ähnlich sah und wozu ein weniger starker Geist, ein minder klug berechnender Kopf sich schwerlich entschlossen haben würde. Wenzel von Gampenstein ging aber stets so sicher und mit so bewundernswerther kalter Hardiesse auf sein Ziel los, daß er es mit höchst seltenen Ausnahmen immer auch erreichte. Dies merkwürdige Glück ließ Andere oft das schwindelnd Gewagte in den Unternehmungen des Freiherrn übersehen, obwohl Einzelne doch zuweilen etwas bedenklich den Kopf darüber schüttelten.

Ueber die Vermögensverhältnisse dieses allgemein geachteten, von Vielen bewunderten Mannes liefen fabelhafte Gerüchte um, namentlich, nachdem er in die Residenz gezogen war, hier ein palastähnliches Haus kaufte, es mit asiatischer Pracht einrichten ließ, und darauf seine Salons der vornehmen Welt öffnete. Waren nun diese Gerüchte auch übertrieben, so konnte es doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß Wenzel von Gampenstein über ganz enorme Summen verfügte. Zu wiederholten Malen gingen Hunderttausende binnen wenigen Tagen durch seine Hände. Die liegenden Gründe, welche der Freiherr besaß, überstiegen den Werth von zwei Millionen, und es ließ sich nachweisen, daß mehr als die Hälfte dieser Summe baar von ihm bezahlt worden war.

Ein Mann, so bevorzugt vom Glück, mit so glänzenden Gaben des Geistes und umfangreichem Wissen ausgerüstet, mußte in einer glanzvollen Residenz Carrière

machen und das Augenmerk Aller sein, welche durch Rang oder Stellung befugt waren, die Réunions der vornehmen Gesellschaft zu besuchen. Am liebsten kam man begreiflicherweise im Hause des Freiherrn selbst zusammen. Wenzel von Gampenstein war der heiterste Wirth, der feinste Gesellschafter. In seinen der vornehmen Welt geöffneten Sälen fand Jeder Unterhaltung und Befriedigung. Der Gelehrte konnte in den neuesten wissenschaftlichen Werken, deren Anschaffung nur Reichen möglich war, nach Belieben blättern und lesen. Hier wurde den Grazien, dort den Musen geopfert, und überall erschien immer gleich liebenswürdig, heiter, geistreich der glückliche Freiherr, um sich zu überzeugen, ob auch den billigen Wünschen Aller genügend entsprochen sei.

In den letzten vier bis fünf Jahren waren die Soiréen des Freiherrn immer besuchter gewesen. Die ganze hohe Aristokratie der Residenz fand sich daselbst ein und verweilte mit sichtbarem Behagen bei dem Banquier. Die einzige Tochter des Hauses, Olympia, war in die Welt getreten und ward alsbald von huldigenden Cavalieren umschwärmt.

Wenzel von Gampenstein schien Wohlgefallen an diesen seiner Tochter dargebrachten Huldigungen zu haben, und als sei es recht seine Absicht, die vornehme Jugend der Residenz aufzufordern, sich um Olympia zu drängen, veranstaltete er regelmäßig während der Saison mehrere höchst glänzende Ballfeste, denen es an glücklichen und wohl auch hoffenden Besuchern nicht fehlte.

So vergingen vier Winter. Olympia war zur Jungfrau erblüht und gehörte ohne Frage zu den begehrtesten Erbinnen der ganzen Residenz. Der Freiherr wußte dies, und das feine Lächeln, das bei größeren Gesellschaften selbstgefällig um die Lippen des einflußreichen Mannes spielte, sagte den still Beobachtenden, daß er schon jetzt des Erfolges, den er erzielen wollte, gewiß sei. Wenzel von Gampenstein that nichts ohne Absicht; auch wenn er scheinbar verschwendete, rechnete er doch. Was er so freigebig an die Gesellschaft eine Reihe von Jahren verschenkt hatte, das sollte ihm jetzt reiche Zinsen tragen, und Olympia ward von dem klugen Vater zur Erhebung dieser Zinsen ausersehen.

Bei Gelegenheit der erwähnten Finanzoperation, die Wenzel von Gampenstein leitete und die ihm namhafte Summen einbrachte, hatte er den Grafen Michael von Crossenhofen kennen gelernt. Dieser Mann stand seiner Tüchtigkeit wegen in hohem Ansehen bei dem Landesherrn und erhielt ein Ministerportefeuille. Die Crossenhofen gehörten zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes. Ihr Stammbaum reichte bis in die Zeiten Attila's hinauf, gegen dessen weltbezwingende Horden ein Crossenhofen sich ausgezeichnet haben sollte. Später ward das Geschlecht, das durch Heirath zu Ansehen und Vermögen kam, in den Grafenstand erhoben, und seitdem hatte es sich ununterbrochen bei der Regierung des Landes oder im Heer betheiligt und ausgezeichnet. Nur das Vermögen hielt nicht gleichen Schritt mit den Talenten der Crossenhofen. Die Familie

vermehrte sich, brauchte viel, die Güter wurden getheilt, und so kam es, daß zur Zeit der Erhebung Wenzel's in den Freiherrnstand der Grafen von Crossenhofen Besitzthum nur noch in einem einzigen, allerdings großen und stattlichen, aber leider auch stark verschuldeten Schlosse bestand.

Der Minister besaß zwei Söhne, von denen der ältere die diplomatische Carrière eingeschlagen hatte, der jüngere sich zum Militair ausbildete. Beide junge Grafen waren gern gesehene Gäste im Hause des Freiherrn, und beide zeichneten die schöne Olympia sichtlich aus, bis denn nach längerem stillen Wettstreit der jüngere Crossenhofen seinem älteren Bruder den Vorrang ließ, da er zu bemerken glaubte, daß Fräulein von Gampenstein den Gesprächen des Bruders lieber lausche, als den seinigen.

Der Freiherr schien gar nicht darauf zu achten, erst als der Minister von Crossenhofen wiederholt längere Gespräche mit Gampenstein gepflogen und diesen einige Male in sein Hotel zur Tafel geladen hatte, sprach man von der bevorstehenden Verlobung Olympia's mit dem Grafen Emil von Crossenhofen und dessen gleichzeitiger Ernennung zum Kammerherrn.

Dies Gerücht, das anfangs nur schüchtern auftrat, erhielt sehr bald seine Bestätigung. Olympia von Gampenstein war die erklärte Braut des Grafen Emil von Crossenhofen, und daß die beiderseitigen Aeltern diese Verbindung von Herzen segneten, konnte Niemand entgehen. Wenzel von Gampenstein stand am Ziel seiner heißesten

Wünsche. Sein Haus verband sich auf's Engste dem ältesten Grafengeschlecht des Landes. Diese hohe aristokratische Verbindung verlieh seinem noch so jungen Adel all' den bestechenden Glanz, welchen selbst das Vermögen eines Crösus allein nicht hervorzuzaubern vermag. Der Minister seinerseits billigte ebenfalls die Wahl seines Sohnes. Auch er näherte sich dem erstrebten Ziele. Dem alten Wappenschilde, das fast tausend Jahre überdauert hätte, und das nun mit dem des neuen Freiherrn von Gampenstein verbunden werden sollte, floß dadurch eine funkelnde Silberquelle zu, mit der sich die häßlichen Rostflecken leicht verdecken ließen, die schon seit ein paar Menschenaltern sich darauf eingenistet hatten.

Wenzel von Gampenstein versprach, seiner Tochter eine Mitgift als Gräfin von Crossenhofen auszusetzen, die jede Kummerfalte im Antlitz des hoch beglückten Ministers für immer glättete.

2.

Unterhaltung beim Spiel.

Die Verlobung der reichen Banquierstochter mit dem ältesten Sohne des einflußreichen Ministers, der für die rechte Hand des Landesherrn galt, bildete das Tagesgespräch in den aristokratischen Cirkeln der Residenz. Von den Vorbereitungen, welche zur bald zu feiernden Ver-

mählung Olympia's im Hause des Freiherrn getroffen wurden, erzählte man sich Fabelhaftes. Nur ein unermeßlich reicher Mann konnte so verschwenderisch mit dem Gelde umgehen. Es gab indeß keinen Einzigen, welcher dem Banquier diese verschwenderische Freigebigkeit verargte. Im Gegentheil lobte man an ihm, daß er nicht feilsche, nicht knickere, und Viele, namentlich Nichtadelige, fanden es vollkommen gerechtfertigt, daß ein Mann, der ausschließlich seiner geistigen Rührigkeit, seinem feinen Spürsinn und berechnender Speculation die Anhäufung so großer Reichthümer zu danken habe, es den gewöhnlich so stolzen, wenn auch nichts besitzenden Adel fühlen lasse, daß bei Licht betrachtet der Graf von Crossenhofen ihm für sein bereitwilliges Entgegenkommen doch zu Dank verpflichtet sei.

Während nun Alles zur Vermählung der Verlobten ganz so, wie Wenzel von Gampenstein es wünschte, hergerichtet wurde, fanden zwischen diesem und dem Minister öftere Conferenzen statt. In diesen handelte es sich um sehr prosaische Dinge, die jedoch beide berechnende Herren für wichtig genug hielten, um viele Stunden ihrer kostbaren Zeit denselben zu opfern. Man entwarf nämlich den Ehecontract, der aus einer ganzen Reihe von Paragraphen bestand, die wohl erwogen wurden, ehe man sie gut hieß. Einige Male zog man bei diesen Conferenzen auch die Gattin des Banquiers mit zu Rathe, eine sehr würdige, meist stille und sinnende Frau, die ganz so aussah, als ob sie schwerer Kummer drücke. Die Dame fand wenig auszusetzen an den von den beiden Männern

vorgeschlagenen Stipulationen, und so wurde denn endlich der Contract allseitig unterzeichnet.

Außer der sehr reichen Ausstattung Olympia's überließ der Banquier seiner Tochter als Sommeraufenthalt eine Villa, die er sich nach eigends von ihm entworfenem Plane — er besaß nämlich recht gute Kenntnisse im Baufache — eine halbe Stunde vor der Stadt hatte erbauen lassen. Nur einen allerliebst eingerichteten Pavillon mit ganz separatem Eingange, auf künstlichem Felsberge am Ende des parkähnlichen Gartens gelegen, behielt sich der Freiherr für sich allein vor, damit er hier ungestört, so oft es ihm behage, seinen Gedanken, Speculationen und Entwürfen nachhängen könne. Er sagte mit feinem diplomatischen Lächeln dem Grafen, dieser Pavillon, obwohl er eng und klein, sei sein geheimes Cabinet. Da klügele er alle Pläne aus, die ihm gelängen, da habe er auch zuerst den Gedanken einer einzuleitenden Verbindung seiner Familie mit dem erlauchten Hause der Grafen von Crossenhofen gefaßt.

Ein Vermögen von nahe an zweimalhunderttausend Gulden ward ferner Olympia als Mitgift vom Vater ausgesetzt, doch sollte sie vorläufig nur die Nutznießung von dieser Summe haben, die in sichern Staatspapieren niedergelegt ward. Dem Minister endlich streckte der Banquier, ebenfalls in Werthpapieren, eine Summe im Belaufe vom halben Werthe der Mitgift Olympia's auf fünf Jahre zinsenfrei vor, um, wie er sich ausdrückte, den Glanz des Hauses, dem seine Tochter fortan angehören und dessen

Namen sie tragen solle, noch mehr zu erhöhen. Der Freiherr wußte recht gut, daß Graf von Crossenhofen an diesem Punkte im Heirathscontracte nur deshalb festhielt, weil er sich durch Auslieferung der betreffenden Papiere bedeutende Baarsummen verschaffen könne, deren er in der That sehr bedürftig war. Im schlimmsten Nothfall ließ sich auch noch der Credit des Freiherrn anstrengen, und dieser, das konnte sich der Minister vertrauensvoll sagen, werde in solchem von den Verhältnissen entschieden gebotenen Falle gewiß nicht sehr schwierig sein.

Am Vermählungstage war die Elite der Gesellschaft im Hause des Banquiers versammelt. Es herrschte die allgemeinste Freude in diesem glänzenden, reichen Cirkel, den selbst der Landesherr kurze Zeit durch seine Gegenwart ehrte. Auch die noch immer anmuthige Mutter der glücklichen Braut, die Freifrau Juliane von Gampenstein, war heute heiter, und ein frohes, ungezwungenes Lächeln verschönerte ihre Züge.

Der Banquier, wie immer voll Leben und Beweglichkeit, zeigte die ganze bestechende Frische seines nie alternden Geistes. Wo immer er sich zeigte, beherrschte er die Umgebung und die Conversation. Er trat überall gebietend, bestimmend auf, und selbst Höhergestellte erkannten willig diese Ueberlegenheit des Freiherrn an, dessen schöner, männlicher Kopf mit der hohen, intelligenten Stirn, den hellen, klugen Augen, der kühnen, fein gebogenen Nase und dem fast schneeweißen Haar, einen durchaus wohlthuenden Eindruck machte.

Als für die elegante Jugend der Residenz in dem prächtig decorirten Hauptsaale des freiherrlichen Hauses der Ball begonnen hatte, zogen sich die meisten älteren Herren in entfernter gelegene Zimmer zurück. Anfangs wurde ein anregendes Gespräch über verschiedene Gegenstände geführt, von denen namentlich das Project einer russischen Anleihe, das der hohen Finanzwelt vor Kurzem mitgetheilt worden war, zu mancherlei Bemerkungen und Hypothesen Anlaß gab. Die Diplomatie wollte dieses Anleiheproject mit geheim gehaltenen politischen Zwecken des gewaltigen Czaarenreiches in Verbindung bringen, obwohl kein Grund vorhanden war, der auf ungewöhnliche Vorgänge schließen ließ. Später nahm man Platz an den bereit stehenden Spieltischen, welche der Freiherr schon längst mit wohlgefälligen Blicken betrachtet hatte.

Die Etiquette schon erheischte es, daß Wenzel von Gampenstein mit seinem neuen, so hoch gestellten Verwandten spiele. Der Minister theilte mit dem Banquier die Leidenschaft für hohes Spiel, und leider hatte er zum Theil seine stark zerrütteten Vermögensverhältnisse dieser noblen Passion zu verdanken. Trotzdem galt Graf von Crossenhofen nicht blos für einen gewandten Finanzmann, er war es auch in der That. Seit ihm der Landesherr das Portefeuille der Finanzen übergeben hatte, war eine ganz vortreffliche Ordnung in die Verwaltung der Staatsschulden gekommen, die sich in den letzten Jahren schon sehr bedeutend verringert hatten.

Neben dem Minister und dem Freiherrn nahmen noch

ein alter General und der geschäftseifrige, unermüdlich thätige Polizeidirector Baron von Rauenhorst, ein Verwandter der Crossenhofen, Platz an dem Spieltische. Diese Gesellschaft gewandt, fein gebildet, trieb das Spiel nicht wie eine Arbeit, sondern, was eigentlich der Zweck jeglichen Spieles sein sollte, als Erholung und Zerstreuung. Die Conversation der Spielenden war lebhaft, anregend, von einem Gegenstand zum andern springend.

Der Banquier, welcher nach seiner beliebten Manier bald waghalsig spielte, hatte nur kurze Zeit Glück. Er verlor bald mehr, bald weniger, und zwar meistentheils an den Minister. Da man ungewöhnlich hoch spielte, hatte der Freiherr seine baare Münze in kurzer Zeit vollständig verausgabt. Ruhig zog er sein Portefeuille, entnahm demselben eine Anzahl Banknoten und berichtigte mit diesen seinen Verlust.

Indem der Minister von Crossenhofen dieselben, nur ganz oberflächlich betrachtend, an sich nahm, sagte er, die Karten von Neuem mischend:

„Ah! Von den neu emittirten! Wollten doch alle ihre Brüder so schnell zu ihrem Erfinder zurückkehren!"

„Merkwürdig", warf die Polizei-Director ein, die empfangenen Karten in der Hand ordnend, „heute Morgens ist mir eine Anzeige gemacht worden, die ich mir nicht zu deuten weiß."

„Ein Verbrechen?" unterbrach ihn der General, der, wenn er von Polizeisachen hörte, immer gleich an alle möglichen Verbrechen dachte.

„Wenn sich die Anzeige bestätigen sollte, würde allerdings ein sehr schweres Verbrechen vorliegen.“

„Sie spannen unsere Neugierde“, sagte der Minister. „Aus der Schule plaudern Sie doch wohl nicht, wenn Sie uns die erhaltene Anzeige mittheilen?“

„Im Gegentheil, Excellenz“, versetzte der Baron; „bestätigt sich die Sache, so könnte nur durch schleunigste und größte Verbreitung derselben unabsehbarem Schaden vorgebeugt werden.“

„Sie geben aus, lieber Freiherr“, sprach Graf von Crossenhofen.

Der Banquier lächelte und überflog mit berechnendem Blick seine Karte. „Also die Anzeige, mein werther Herr Baron?“

„Ein Schreiben aus K. meldet uns, daß von diesen eben erst ausgegebenen neuen Banknoten bereits falsche cursiren.“

„Das ist unmöglich!“ rief der Minister. „Seit der Ausgabe der ersten Serie sind noch keine vier Wochen vergangen! Was halten Sie davon, Herr von Gampenstein?“

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, Excellenz“, sagte der Banquier, das Spiel beginnend, indeß —“

„Nun?“

„Falsche Noten können auch von diesen dennoch circuliren.“

„Aber wie denn, bester Freiherr?“

Die Herren spielten aufmerksam weiter, während der

Banquier die Frage des Finanzministers folgendermaßen beantwortete:

„Es ist mir erinnerlich, daß vor fünfzehn Jahren etwa, ganz gleichzeitig mit neu creirtem Papiergelde in unserem Nachbarstaate auch falsches in Cours kam. Ich war Einer der Ersten, welche das Unglück hatten, Bekanntschaft mit diesen völlig werthlosen Zetteln zu machen, die von den ächten außerordentlich schwer zu unterscheiden waren.“

„Wurden denn die Verfertiger derselben ermittelt?“ fiel der General ein.

„Allerdings“, fuhr Freiherr von Gampenstein fort, „und zwar in fabelhaft kurzer Frist. Die Künstler, welche man bei Anfertigung der Formen zu den ächten Scheinen beschäftigt hatte, waren die Falschmünzer. Genau weiß ich nicht mehr, ob sie eine Masse von Probescheinen, die in der Färbung eine unbedeutende Schattirung nachwiesen, beseitigten, um sie später auszugeben, oder ob sie doppelte Druckformen gemacht hatten, eine für den Staat und eine für sich; genug, sie wurden ertappt und bald auch überführt.“

„Zum Glück haben wir etwas Aehnliches bei unseren neu emittirten Banknoten nicht zu befürchten“, versetzte Graf von Crossenhofen. „Man hat sich vorgesehen.“

„Dann freilich weiß ich mir das Auftauchen falscher Noten ebenfalls nicht zu erklären“, sagte der Banquier.

„Ich bin sehr begierig, das Corpus delicti in Augenschein zu nehmen“, ergriff Baron von Rauenhorst aber-

mals das Wort. „In den nächsten Tagen erwarte ich einen Beamten aus K., der mir eine der erwähnten falschen Noten überbringen und vermuthlich auch Näheres über die Entdeckung mittheilen wird.“

„Sie theilen mir dies falsche Exemplar doch auch mit, Herr Baron?“ fragte der Freiherr. „Bei dergleichen Betrügereien sind wir armen Geldleute am übelsten daran.“

„Wirklich?“ sagte der General.

„Können Sie zweifeln?“ fuhr Wenzel von Gampenstein fort. „Alle Tage erhalten wir massenhafte Zahlungen in allen nur denkbaren Münzsorten und Scheinen. Wie leicht kann man da dupirt werden, zumal wenn die Fälschung das Werk geschickter Künstler ist!“

„Sind Sie im Besitz vieler unserer neuen Banknoten?“ warf der Minister ein.

„Gewiß“, versetzte der Banquier. „Es ist ein bequemes Zahlungsmittel und — ein sehr kluges Lächeln umspielte seinen Mund — da viel Begehr danach ist, so rentirt es, sich vorzusehen.“

„Ich werde mir erlauben, Herr von Gampenstein, Ihnen die falsche Banknote sofort zu communiciren“, sprach der Polizei-Director. „Männer Ihres Namens und Ihrer Stellung müssen möglichst vor Schaden bewahrt werden. Sie sind die Hauptstützen wohl geordneter Staaten, und wenn Sie mit Ihren Erfahrungen uns zur Seite stehen, wenn Sie durch Ihre geschäftlichen Verbindungen uns in die Hände arbeiten, so werden Verbrechen dieser Art in der Regel sehr bald entdeckt.“

Der Banquier stieß einen fast komisch klingenden Seufzer aus, man wußte nicht recht, ob über die Bemerkung des Barons oder, weil er schon wieder verloren hatte.

„Weshalb seufzen Sie?" meinte der Minister. „Es geschieht Ihnen ganz recht! Weshalb machen Sie immer ein so gewagtes Spiel! Wenn ich Ihnen folgte, wäre jetzt die Reihe des Zahlens an mir."

„Ich seufze über die armen Schlucker", sagte der Freiherr, abermals seinen Verlust bezahlend, „die sich zu so gefährlichen Kunststücken verleiten lassen."

„Kunststücke!" wiederholte der Baron. „Schöne Kunststücke, die ihre Urheber in's Zuchthaus führen!"

„Es ist wahr", sagte Wenzel von Gampenstein. „Die Gesetzgebung geordneter Staaten bestraft die Kunst, Geld geschickt nachzumachen, mit mehrjährigem Zuchthause. Die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes und einer solchen Strafandrohung begreife ich vollkommen, dennoch aber kann ich mich eines bedauerlichen Gefühles nie ganz erwehren, daß in solchen Fällen doch immer auch der Künstler dafür bestraft wird, weil er eine gewiß schwer zu erlernende Kunst mit so großer Meisterschaft auszuüben versteht."

„In der That", fiel Graf von Crossenhofen sehr erheitert ein, „das ist eine Auffassung der modernen Gesetzgebung, die ich mit Ihrer Erlaubniß, werther Freiherr, eine naiv-humane nennen möchte. Wenn es Ihnen nach ginge, ich glaube, Sie verschafften solch geschicktem Betrüger für seine Kunstleistung wohl gar eine einträgliche Staatsanstellung!"

„Wenn ich die feste Ueberzeugung in mir trüge, daß ein Mensch, den die eigene Noth — und diese erzeugt doch wohl gewöhnlich verbrecherische Handlungen — durch einen solchen Schritt zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft gemacht werden könnte, würde ich allerdings mehr dafür stimmen, ihn nutzbar zu verwenden, als ihn jahrelang in ein Haus einsperren, in dessen Mauern auch schon ein kurzer Aufenthalt entehrt."

„Aber das Verbrechen, lieber Freiherr!" sagte der Minister. „Der Staat hat immer nur das Verbrechen und die demoralisirenden Folgen desselben im Auge. Je klüger, geschickter und gebildeter der Verbrecher ist, desto härter müßte, ließen sich überall die erwünschtesten Consequenzen ziehen, die Strafe sein. Ein geschickter Falschmünzer also — nach Ihrer Ansicht ein Künstler, der unsere Bewunderung erregen soll — würde deshalb, gerade weil sein Handwerk dem Gemeinwohl tiefere Wunden schlägt, als das eines Stümpers, doppelte Strafe leiden müssen, könnte der Staat überall vollkommen gerecht sein!"

„Das ist ein sehr wichtiges Thema, Excellenz", versetzte Freiherr von Gampenstein, „und ich gebe gern zu, daß ich am wenigsten der Mann bin, welcher das entscheidende Wort auszusprechen befugt ist. Dennoch läßt sich darüber streiten."

„Verbrecher müssen bestraft und wo möglich unschädlich gemacht werden", rief dictatorisch der Polizei-Director aus

„Kopf ab oder baumeln, das wäre der kürzeste Prozeß!“ meinte der General.

„Früher huldigte man dieser Ansicht“, erwiderte der Banquier, „seit wir uns aber mehr civilisirt haben, sind wir auch gegen Verbrecher menschlicher geworden. Und dann, meine Herren, muß zuletzt doch noch immer, auch in Bezug auf die anzuwendende Strafe, zwischen Verbrechen und Verbrechen ein Unterschied gemacht werden!“

„Consentire gar gar nicht!“ sagte der General, den Stich einstreichend.

„Dieb ist Dieb“, meinte Baron von Rauenhorst, „und ein Mensch, welcher falsches Geld macht oder es wissentlich in Umlauf setzt, bestiehlt, je nach Umständen, Millionen!“

„Ganz Recht, je nach Umständen!“ sagte der Banquier. „Daran, glaub' ich, muß man sich halten. Es wäre aber sogar möglich, daß er Niemand bestöhle. In diesem Falle, nicht wahr, lassen Sie ihn straflos ausgehen?“

Alle Drei sahen den Freiherrn, der mit der heitersten Miene von der Welt die Karten mischte, gleichzeitig fragend an, als ob sie ganz unmögliche Worte von ihm vernommen hätten. Im Saal war die Musik eben verstummt, das Geräusch einer Menge Menschen, die sich in die verschiedenen Zimmer vertheilten, ließ sich vernehmen. Strahlend von Glück, erschien die Braut, reich geschmückt, am Arm der Mutter, die, ihr einige Worte zuflüsternd, sich

sogleich wieder unter die heiter plaudernden Gruppen verlor.

Olympia näherte sich dem Tische, wo ihr Vater in's Spiel vertieft, das seltsame Gespräch angeregt hatte. Er wollte eben die stummen Fragen seiner Mitspieler beantworten, als sich das Gesicht Olympia's zu ihm herabbeugte und ein zusammengefaltetes Blättchen feinsten Papieres vor seinem aufblickenden Auge flatterte.

„Von Mama", lispelte die glückliche Braut.

„Pardon!" sagte der Freiherr mit leichter Verbeugung gegen seine Mitspieler, entfaltete das Blättchen und reichte mit rascher Handbewegung das vor ihm liegende Portefeuille der Tochter.

„Eile", sprach er, „doch lasse mich nicht lange warten!"

Olympia warf ihrem Schwiegervater, der sie wohlgefällig betrachtete, einen seligen Blick zu, und entfernte sich. Wenige Augenblicke später brachte ein Bedienter dem Banquier das Taschenbuch wieder zurück.

„Sie wünschen, ich sehe es Ihren fragenden Blicken an, eine Erklärung meiner etwas paradox klingenden Behauptung zu hören", begann jetzt der Freiherr von Neuem, indem er die Karten auf den Tisch legte und sich mit dem seidenen Taschentuche den Schweiß von der Stirn trocknete. Er holte dabei tief Athem, als belästige ihn die schwüle Zimmerluft.

„Finden Sie es so heiß?" fragte der General.

„Nicht doch", erwiderte Gampenstein, „nur momen-

tan belästigt mich die von vielen Lichtern durchwärmte Luft." Er ergriff abermals die Karten und spielte weiter.

„Ich habe also", fuhr er fort, „die Behauptung aufgestellt, daß ein Falschmünzer, d. h. ein Mensch, welcher vom Staate ausgegebenes Papiergeld geschickt nachmacht, je nach den Umständen Niemand bestiehlt."

„Und wir sind allesammt in höchster Spannung", fiel der Graf mit wichtiger Miene ein, „wie Sie es anfangen wollen, um diese paradoxeste aller Behauptungen, die ich je vernommen habe, zu rechtfertigen."

„Papier bleibt immer Papier", sagte Wenzel von Gampenstein, „und wenn wir durch ein stillschweigendes, aber gemeinsames Abkommen uns dazu verstehen, in gewissen festgestellten Formen, mit den und den charakteristischen Zeichen, Schnörkeln und Chiffren bedrucktes Papier als Geld zu betrachten, so kann vernünftiger Weise Niemand etwas dagegen haben. Kaufmännisch aufgefaßt, würde man sagen können: wir haben Meinung dafür. Nur diese Meinung, welche die gesammte Welt oder die Bewohner gewisser Staaten gleichmäßig theilen, verleiht einem an sich ganz werthlosen Stück Papier wirklichen Werth. Dieser Werth ist aber nur ein fingirter, wie wir das leider oft genug schon erlebt haben; denn so wie politische Stürme eintreten oder auch nur drohen, und der Wunsch Aller dahin geht, statt einer Fiction, die er in Händen hat, Wirkliches, oder statt eines Schattens das Wesenhafte einzutauschen, sinkt der einer werthlosen Sache

willkürlich beigelegte Werth auf der Stelle, ja es kann sich ereignen, daß sich dieser fingirte Werth in das absoluteste Nichts verflüchtigt. So lange aber die Meinung für die Güte dieses Nichts im Publikum sich vermöge gewisser geschickter Operationen der Finanz- und Börsenmänner erhält, und so lange der Staat im Stande ist, eine gewisse Summe zu jeder Stunde für das an sich Nichtige auszugeben, ist und bleibt dies Nichts äußerst werthvoll. Nehmen wir nun an, was gewiß schon sehr oft vorgekommen ist, daß unächte, also nachgemachte Papiere, gewöhnlich Banknoten genannt, sich unter die ächten einschleichen, daß sie aber diesen ächten auf ein Haar gleichen, wird man dann sich wohl weigern, sie in Zahlung anzunehmen?"

„Gewiß nicht", versetzte der Minister, „allein gerade weil man sie annimmt, weil man Falsches statt Aechtes bekommt und wieder weiter gibt, übt man einen Betrug aus, der schlimmer ist, als der ärgste Diebstahl. Man bestiehlt den Staat und den Privatmann, man plündert systematisch die Kasse eines Jeden, der das Unglück hat, dupirt zu werden!"

„Es ist ganz so, wie Sie sagen, Excellenz", nahm der Freiherr wieder das Wort, „nur tritt diese systematische Plünderung erst dann ein, wenn das Falsche vom Aechten unterschieden wird. So lange für das Unächte, das Nachgemachte die Meinung sich erhält, eben weil man glaubt, es sei ächt, nimmt kein Mensch Anstoß daran, und es wird weder der Staat noch der Privatmann geplündert."

„Der Staat doch“, fiel Baron von Rauenhorst ein. „Bei endlicher Einlösung der Banknoten müßte er sehr schlechte Geschäfte machen.“

„Vielleicht, es ist aber nicht wahrscheinlich“, meinte der Banquier. „Wird die Fälschung überhaupt nicht entdeckt, so schadet sie auch nicht, und da sich von allem Papiergelde immer eine recht ansehnliche Menge verzettelt, so würde auch durch Einschmuggelung eines Mehr der Ausfall kaum sehr bedeutend sich gestalten.“

„Eine Annahme, die ebenfalls dem Reiche der Möglichkeit mehr als dem der Wirklichkeit angehört“, sagte Graf von Crossenhofen. „Uebrigens ist nicht zu bestreiten, daß ein Fünkchen Wahrheit in Ihrer Aufstellung liegt, nur ist's ein Fünkchen, das sehr gefährlich werden und einen verzehrenden Weltbrand entzünden könnte! Das wissen Sie auch, mein lieber Freiherr, aber ich kenne Ihre Liebhaberei, paradoxe Meinungen aufzustellen und zu verfechten.“

Wenzel von Gampenstein warf dem Minister einen Blick zu, in dem sich gutmüthige Schalkheit und schlauer Verstand abspiegelten, und sagte scherzend: „Es ist immer gut, wenn man sich übt, Alles zu vertheidigen. Das schärft das Urtheil und fordert den Witz heraus.“

„Freilich“, fiel der Polizei-Director lachend ein, „und Herr von Gampenstein darf dies vor Allem, weil er selbst dann am wenigsten gefährdet ist. Nicht wahr, lieber Freiherr, Ihnen ist im Geschäftsleben schon oft falsches Papiergeld vorgekommen?“

„Sehr oft, Herr Baron!“

„Und was thaten Sie damit?“

„Meine Pflicht. Ich legte es bei Seite und machte Anzeige bei der Behörde, d. h. wenn ich eben vorher die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es falsch, also nachgemacht sei.“

„Und wenn Sie diese Ueberzeugung nicht hatten!“

„Dann habe ich es jedenfalls wieder ausgegeben.“

„Ausgegeben!“

„Ganz so, wie Sie, Herr Baron“, sagte der Banquier, „wie Seine Excellenz und jeder Andere. Wir hatten eben Alle die Meinung für das Papier, wie Sie und wir Alle die Meinung haben für diese hier vor uns liegenden Banknoten, die ja wohl ächt sein werden. Wären sie es nicht, so würden Sie mich eben jetzt, wo ich eine derselben von Ihnen gewonnen habe, unwissentlich betrügen.“

Der Baron konnte bei dieser Bemerkung doch nicht unterlassen, die eben dem Banquier dargereichte Banknote nochmals an sich zu nehmen und sehr genau zu betrachten. Der Freiherr lachte recht herzlich.

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Baron, sie ist ächt“, sagte er heiter. „Ich habe hundert Stück davon erst gestern direct aus der Bank erhalten.“

Die Thüren zum Speisesaal wurden jetzt geöffnet und die Musik begann in heiteren Klängen gleichsam zur Tafel zu rufen. Man endigte das Spiel, wie schon früher die Jugend den Tanz beendigt hatte, und in der fröhlichsten

Stimmung verfügte sich die zahlreiche, glänzende Hochzeitsgesellschaft nach dem Speisesaale, wo ein schwelgerisches Mahl der Gäste wartete.

3.

Vorkehrungen.

Juliane von Gampenstein ruhte nachlässig im Divan. Sie sah erschöpft, körperlich und geistig abgemattet aus. Durch die geschlossenen Gardinen von schwerem Seidendamast dämmerte gebrochen das Tageslicht. Ihr Gatte, der Banquier, hatte ein längeres Zwiegespräch mit Juliane gehabt, das nicht ganz heitere Gegenstände berührt haben konnte. Sein intelligentes, gewöhnlich bleiches Gesicht zeigte einen Anflug von Roth und gab ihm das Ansehen eines Menschen, der entweder von angestrengtem Denken oder von vielem Sprechen nervös angegriffen ist.

„Ich hoffe, du bist vollkommen beruhigt“, sprach Wenzel von Gampenstein, sich mit seinem Taschentuche Luft zufächelnd, obwohl das geräumige Zimmer hoch und kühl war. „In einer Stunde reise ich.“

„Wenn du hier bliebst, Wenzel, wäre ich ruhiger“, erwiderte Juliane. „Es liegt auf mir, wie ein Alp! Und Olympia fehlt mir ja auch!“

„Gerade dies muß dich vor Allem am meisten beruhigen, liebes Kind“, fiel der Banquier ein. „Du solltest doch,

mein' ich, endlich zu der Einsicht gekommen sein, daß ich nichts unüberlegt thue. Seit zwei und zwanzig Jahren gehen wir Hand in Hand durch's Leben. Du kannst mir keine Stunde, vielleicht keine Minute namhaft machen, in der ich dich vernachlässigt habe, oder die für mich einen Vorwurf enthielt, wenn du auf die gewonnenen Resultate blickst. Aus kleinen Verhältnissen habe ich mich heraufgearbeitet bis zu meiner jetzt einflußreichen Stellung, und ich freue mich, sagen zu können, daß ich es dahin zu bringen vermochte, war ein Verdienst meiner Gattin!"

„Wenzel! . . . Ich höre das ungern, du weißt es!"

„Du sollst es aber gern hören!" sagte der Freiherr hart und befehlshaberisch. „Ich will es, damit deine Nerven immer gestählt bleiben und die Schwachheit der weiblichen Natur nicht Gewalt über dich erhält!" Juliane heftete scheue, fast angstvolle Blicke auf ihren sie streng betrachtenden Gatten.

„Ein Mann meiner Gattung", fuhr der Freiherr fort, „ist wie ein Feldherr, der jeden Augenblick eines Ueberfalles gewärtig sein muß. Der Speculant hat nur dann Glück, wenn er entschlossen handelt, sich durch nichts beirren, von keiner Drohung oder nur einem drohenden Anzeichen zurückschrecken läßt. Nur der Vorsicht können auch wir nicht entbehren, und deshalb ist es Pflicht, Vorposten auszustellen, wie der kriegskundige Feldherr, damit wir die Bewegungen, die Finten, die beabsichtigten verdeckten Schwenkungen des lauernden, immer wachen Feindes ausspioniren —"

„Wenn du mir diesmal folgen wolltest, lieber Wenzel, wäre es gewiß besser“, warf Juliane ein. „Es ist kein Wagniß dabei, und du darfst es thun, denn dein Ziel ist ja erreicht. Noch mehr erstreben wollen, kann dich stürzen!“

„Ich darf nicht feiern, nicht rasten“, erwiderte der Freiherr entschlossen: „Diese meine Speculation muß gelingen oder ich habe ein halbes Menschenalter umsonst gearbeitet!“

„Du überarbeitest dich!“

„Nicht doch! Arbeit zerstreut mich. Ich fühle mich gedrückt, beengt, wenn ich nicht denken, mich im Denken und Sinnen nicht anstrengen kann.“

Seufzend gab Juliane ihren Widerstand auf, indem sie die Frage hinwarf: „Wann darf ich deine Rückkehr erwarten?“

„Sobald ich das Nöthige mit meinen Agenten abgesprochen habe und die Gewißheit mit mir nehme, daß meine Anordnungen pünktlich vollzogen werden. Von dir erwarte ich die Ruhe, welche Mäßigung und Klugheit immer geben.“

„Soll unsere Tochter unterrichtet werden?“

Der Freiherr zögerte einen Augenblick, dann sagte er rasch:

„Nein! Nicht jetzt. Später ist es vielleicht gut, wenn ich auch ihr diese neue Wendung mittheile; doch hängt dies von den Umständen ab. Kann ich es vermeiden, so ist es mir lieber . . . Olympia ist noch zu jung und, was mir

am meisten Bedenken verursacht, sie liebt ihren Gatten zu leidenschaftlich! . . . Wer speculiren will, darf keine Leidenschaft besitzen, am wenigsten eine, welche das Herz gefangen nimmt."

„Gar keine?" sagte Juliane. „Ist das Spiel keine Leidenschaft?"

„Das Spiel!" rief der Freiherr. „Von dieser Leidenschaft nährt sich ja alle Speculation! Man kann mit Leidenschaft, aber man darf nicht leidenschaftlich spielen."

„Wie du gestern Abend!"

„Vom Moment überwältigt, ließ ich mich fortreißen. . . . Es thut nichts, mein Verlust war gering."

„Wirklich?" sagte Juliane zweifelnd.

„Sehr gering, und überdies zuletzt setzte ich mich wieder in den Besitz des zuerst Verlorenen."

Juliane sah ihren Gatten lange forschend an. Dieser ertrug den Blick der Gattin.

„Kannst du mir gewissermaßen zuschwören, daß es ist, wie du sagst?" fragte sie ernst.

„Ich spreche die volle Wahrheit! Deine Forderung kühlte meine Leidenschaft, und dafür bin ich dir aufrichtig zu Dank verpflichtet."

Nach diesen mit Nachdruck und Offenheit gesprochenen Worten erhob sich Juliane, und ein zufriedenes Lächeln belebte wieder ihre ermatteten Züge.

„Diese Versicherung gibt mir Muth", sprach sie, „und ich lasse dich jetzt ohne Besorgniß reisen. Eins nur bitte ich noch: zaudere und halte vorläufig ein! . . . Durch

Zögern ist ja nichts verloren, eher ließe sich . . . Du verstehst mich?"

Der Freiherr zog die Hand Juliane's an seine Lippen und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Wir verstanden und verstehen uns immer", sprach er lächelnd, „und darum, mein Kind, haben wir es zusammen durch einiges Handeln und Streben auch zu etwas gebracht!"

Der Freiherr entfernte sich, um inzwischen eingelaufene Geschäftsbriefe zu lesen, nöthige Anordnungen und Dispositionen zu treffen, und verschiedene Wechsel zu acceptiren. Dann trat er, wie immer, ganz allein seine unaufschiebbare Reise an.

Einen Tag später überreichte ein Beamter aus K. dem Polizei-Director jene Banknote, die man als falsch erkannt hatte. Baron von Rauenhorst unterbrach den Beamten, der sogleich erbötig war, das Zeichen namhaft zu machen, an dem sich die Unächtheit erkennen ließ. „Lassen Sie", sprach er, „ich will zuvor versuchen, ob ich es nicht selbst zu entdecken vermag."

Der Beamte schwieg und der Polizei-Director verwandte geraume Zeit auf die gewissenhafteste Prüfung der ihm als falsch vorgelegten Banknote. Um ganz sicher zu gehen, legte er eine andere ächte neben dieselbe. Er verglich ihre Größe, das Papier, den Druck, die Zeichnung; er hielt sie beide gegen das Licht, um zu ermitteln, ob sich vielleicht in dem Wasserzeichen etwas Auffallendes entdecken lasse. Dann prüfte er die Unterschriften Buchstabe für Buchstabe,

aber auch diese waren auf der angeblichen unächten wie auf der ächten völlig gleich.

„Sie haben sich selbst täuschen lassen", sprach er jetzt zu dem Beamten, „diese Note ist ächt; ich vertausche sie gern mit jeder andern von gleichem Werth."

Der Beamte fragte nach dieser Bemerkung, ob der Herr Polizei-Director ihm jetzt erlaube, das Merkmal zeigen zu dürfen, das für ein untrügliches Zeichen der Unächtheit gelten müsse. Baron von Rauenhorst ertheilte diese Erlaubniß. Sogleich kehrte der Beamte die Banknote um und hielt sie wiederum gegen das Licht. Es war eine Fünfziggulden-Note, und wenn man genau die Wasserzeichen verglich, so gewahrte man, daß eins derselben nicht von derselben Größe und verkehrt schattirt war. Die Note war unbedingt falsch.

Der Polizei-Director machte sofort Anzeige bei der Regierung, notirte zugleich die Zahl, welche die Banknote trug, und gab Befehl, auf der Bank nachzusehen, ob vielleicht gerade diese Zahl noch nicht ausgegeben sei. Darauf ließ er sich bei dem Finanzminister, Grafen von Crossenhofen, melden. Er hatte die falsche Banknote zu sich gesteckt.

„Excellenz wollen entschuldigen", sprach Baron von Rauenhorst, „wenn mein Eifer, dem Wohle des Staates zu dienen, mich vielleicht zu weit gehen läßt. Meine flüchtig hingeworfene Bemerkung gestern Abend im Hotel unseres neuen Verwandten bestätigt sich vollkommen. Unter

den erst kürzlich emittirten Banknoten coursiren wirklich unächte, und zwar in meisterhafter Nachahmung."

„Haben Sie eine derselben bei sich?" fragte der Minister mit gewohnter Ruhe des geübten Staatsmannes.

Baron von Rauenhorst überreichte seinem Vetter das unächte Papier. Dieser betrachtete es ebenfalls sehr aufmerksam, ohne jedoch den Fehler daran entdecken zu können. Als der Polizei-Director ihn diesen gezeigt hatte, sagte er lächelnd:

„Ließe sich die Doctrin des Freiherrn von Gampenstein auf das Leben anwenden, so wäre hier wirklich eine Gelegenheit geboten, diesen freilich etwas gewagten Versuch zu machen. Was halten Sie davon, Baron?"

„Sprechen Excellenz im Ernst oder im Scherz?"

„Wie Sie wollen. Halten Sie einen derartigen Versuch für gefährlich?"

„Welchen Versuch meinen Excellenz?"

„Wir haben es ja mit einem nicht gewöhnlichen Künstler zu thun", erwiderte Graf von Crossenhofen. „Wenn wir nun den — allerdings originellen Vorschlag des Freiherrn befolgten und —"

„Den Falschmünzer statt in's Zuchthaus in die erste lithographische Anstalt schickten?"

„Als Director derselben etwa, mein' ich. Der Staat hätte doch am Ende Nutzen von den künstlerischen Leistungen eines so eminenten Talentes."

„Mich dünkt", erwiderte der Baron, „daß es mit

Ew. Excellenz Erlaubniß vor Allem unsere Aufgabe sein muß, den Verfertiger dieser falschen Noten zu ermitteln.“

„Ganz recht“, sagte der Minister, „indeß kann darüber geraume Zeit vergehen und der Staat wird, soll der dreiste Mensch Glück haben, inzwischen mit falschem Papiergelde überschwemmt. Wenn man aber die Kunst, der so Schweres erreichbar ward, zu belohnen sich anheischig macht und auf alle Fälle dem kunstreichen Verbrecher Straflosigkeit zusichert, sollte da die Ermittelung desselben nicht viel leichter werden?“

„Das Mittel wäre mindestens neu, Excellenz.“

„In diesem Falle allerdings, bei anderen Gelegenheiten hat man sich desselben wiederholt und oft mit gutem Erfolge bedient. Die gefürchteten Chefs wilder Räuber und Diebsbanden wurden dadurch entdeckt und ergriffen, und wahr ist es, obwohl sich über das Moralische eines derartigen Verfahrens viel disputiren ließe, daß dem Staate auch Individuen, welche ehedem selbst verbrecherische Pfade wandelten, bei geregelter Ueberwachung ihrer Schritte nützlich werden können.“

„Im Nothfalle wäre man ja auch nicht gerade gebunden, eine gegebene Zusage ganz, d. h. buchstäblich, zu halten“, bemerkte der Baron.

„Alles nach Umständen, doch darüber ließe sich weiter berathen. Vorläufig werde ich im Ministerrath die Sache zur Sprache bringen. Bis dahin wollen wir einfach anzeigen, daß falsche Banknoten unter den neu ausgegebenen

circuliren, damit sich jeder möglichst vor Schaden hüten kann. Haben Sie unsere Geldmänner schon unterrichtet?"

„Noch nicht", versetzte Baron von Rauenhorst, „es soll aber noch im Laufe dieses Tages geschehen."

„Man könnte vielleicht auch auf eine möglichst rasch vorzunehmende Durchsicht aller in deren Händen befindlicher Banknoten antragen, um zu erfahren, ob die Nummer der ächten sich irgendwo findet."

„Eines directen Antrages bedarf es wohl kaum, Excellenz, da jedem Einzelnen dieser Herren daran gelegen sein muß, sich in seinem eigenen Hause zu orientiren."

„Dann bereiten Sie das Nöthige vor, lieber Baron", erwiderte der Minister. „Noch vor Abend communicire ich Ihnen den Beschluß des Ministerrathes."

Der Polizei-Director empfahl sich dem Grafen und machte unverweilt allen Banquiers und Wechslern der Residenz Mittheilung von dem Vorgefallenen. Dieser Mittheilung war die Anzeige verbunden, daß die falsche Banknote auf dem Polizeibureau zu Jedermanns Ansicht ausgelegt sei.

Am nächsten Morgen erregten großgedruckte Plakate an allen Straßenecken die Aufmerksamkeit des Publikums. Auch das officielle Blatt der Regierung enthielt, ebenfalls in großer gesperrter Schrift, dasselbe Plakat. Es wurde darin dem Publikum angezeigt, das falsche, täuschend ähnlich nachgemachte Banknoten im Umlaufe seien. Eine Beschreibung des Kennzeichens der unächten Noten ward in möglichster Deutlichkeit beigefügt, schließlich aber dem-

jenigen, der zur Ermittelung des Verfertigers der falschen Banknoten oder der Verbreiter derselben beitrage, eine namhafte Belohnung ausgesetzt. Falls dieser selbst aber, von Reue ergriffen, sich melden und etwaige Mitschuldige zur Kenntniß der Behörden bringen solle, ward demselben Straflosigkeit zugesichert.

Dies Plakat hatte den beabsichtigten Erfolg. Es gab keinen Menschen, der sich nicht für die Sache interessirte; denn Alle lockte der ausgesetzte Preis. Wer im Besitz von Banknoten war, unterwarf diese der strengsten Untersuchung. Wer in solchen Zetteln bezahlte, mußte es ruhig geschehen lassen, daß jeder einzelne argwöhnisch betrachtet und namentlich das verrätherische Wasserzeichen einer wiederholten Prüfung unterzogen wurde. Es gehörte ungewöhnliches Glück und waghalsige Dreistigkeit dazu, in diesem Augenblicke, wo sich jedes Einzelnen das begründetste Mißtrauen gegen die neu emittirten Noten bemächtigt hatte, unächte auszugeben.

In den ersten Tagen nach Publicirung des aufregenden Plakates kam auch wirklich keine einzige falsche Note zum Vorschein. Mit allgemeiner Genugthuung vernahm man ferner, daß in den Portefeuilles der Banquiers ebenfalls nur ächte Noten sich vorfanden, die Nummer der ächten jedoch, welche die eingelieferte falsche Banknote trug, war nirgends zu ermitteln.

Man glaubte schon, der Verbreitung dieses falschen Papiergeldes für immer vorgebeugt zu haben, als man recht unangenehm aus seiner Sicherheit aufgeschreckt wurde.

Als wären unächte Noten über Nacht vom Himmel gefallen, so schnell und in so bedeutender Anzahl tauchten sie plötzlich wieder auf. Und was am allerschlimmsten war und Jedermann ein Räthsel blieb, gerade die Bank selbst hatte dieselben in gutem Glauben ausgegeben!

Von Stund' an regte sich in Vielen der allerdings naheliegende Verdacht, ein treuloser, verbrecherischer Beamter der Bank habe bei dieser räthselhaften Emittirung falscher Banknoten die Hand im Spiele. Die Summe derselben belief sich auf viele Tausende, und wer konnte wissen, ob nicht auch in anderen Städten, in den Landeskassen und bei zahlreichen Privaten sich noch Massen zu viel höherem Betrage angesammelt hatten!

Die Regierung gerieth dadurch in eine höchst ärgerliche Lage, und die Polizei, deren geheimste und eifrigstbetriebene Nachforschungen völlig erfolglos blieben, war geradezu in Verzweiflung. Der geschickte Nachahmer nannte sich nicht und die Verbreiter des falschen Geldes blieben, wenn man nicht die Bank solidarisch dafür verantwortlich machen wolle, ebenfalls in tiefes Dunkel gehüllt.

Freiherr von Gampenstein kehrte inzwischen von seiner Reise zurück, und traf schon Tags darauf auf der Villa seines Schwiegersohnes mit dem Minister zusammen. Das Gespräch beider Herren, an dem auch der glückliche Kammerherr Theil nahm, während Olympia, die ihrer Mutter viele geheime, aber wie es schien, erfreuliche Mittheilungen zu machen hatte, wenig darauf achtete, berührte sehr bald das allgemeine Thema des Tages.

„Haben Sie eine Erklärung für diese auffällige Thatsache, geehrter Herr Vater?“ wandte sich der junge Graf von Crossenhofen an den Freiherrn. „Es ist doch unmöglich anzunehmen, daß der Bank gleich von Anfang an eine Menge dieser falschen Noten statt der ächten abgeliefert worden sind?“

„Das ist allerdings nicht wohl denkbar“, versetzte der Banquier nachdenklich, „höchst sonderbar bleibt der Vorfall doch. Waren die ausgegebenen falschen Banknoten denn schon gebraucht oder völlig neu?“

„Ganz neu, als kämen sie eben erst aus der Druckerei“, sagte der Minister. „Die Bank besitzt augenblicklich noch gar keine andere.“

„Und bei keinem meiner Herren Collegen fand sich eine falsche?“

„Bei keinem“, bestätigte Graf von Crossenhofen.

„Dann bleibt kaum eine andere Annahme übrig, als daß bei der Ablieferung der fertigen Noten an die Bank in höchst geschickter Weise eine Vertauschung unächter mit ächten stattgefunden hat“, meinte der Freiherr. „Möglich wäre dies, ohne daß man gerade deshalb befugt wäre, gegen einen oder mehrere der Angestellten Verdacht zu hegen. Es sind dabei Arbeitsleute, Handlanger, Packer beschäftigt, und mit irgend einem solchen untergeordneten Subjecte könnte sich ja der geniale Künstler in Verbindung gesetzt haben. Einige hundert Gulden oder Thaler stellen auch den Ehrlichsten, wenn er schon wiederholt den deprimirenden Druck des Mangels kennen gelernt hat, auf eine

harte Probe. Ich wenigstens würde, wäre mir die Polizeigewalt übertragen, nach dieser Richtung hin meine Nachforschungen in aller Stille, aber energisch aufnehmen."

„Wo erreichte Sie zuerst die Kunde von unserer unerquicklichen Entdeckung?" fragte der Kammerherr seinen Schwiegervater. „Es ward Ihnen gewiß nicht wohl dabei zu Muthe."

„Gleichgiltig war mir diese Nachricht allerdings nicht", lautete des Freiherrn Antwort. „Der Banquier wie der Finanzmann überhaupt muß indeß auf derartige Vorkommnisse jederzeit gefaßt sein, und, wo und wie sie ihn auch überraschen mögen, niemals den Kopf verlieren. Uns treffen bald kleinere, bald größere Verluste gar zu zu häufig, und so pflegt uns in der Regel nichts zu erschüttern. Uebrigens wußte ich diesmal zufällig, daß mein Haus vorläufig nicht dabei betheiligt sein könne."

„Wie konnten Sie dies bestimmt wissen?" fiel der Minister ein. „Sie kannten ja nicht den Fehler in dem nachgemachten Scheine."

„Aber ich wußte genau, wie die ächten aussehen", versetzte der vorsichtige Banquier. „Es ist nämlich bei mir Gewohnheit, jede Banknote, die ich erhalte, genau zu betrachten, und da ich aus vielfacher Erfahrung weiß, daß, wenn nachgemachte sich unter die ächten einschleichen, der Fehler fast immer im Wasserzeichen steckt, so prüfe ich diese natürlich zuerst. Jeder mit einigen chemischen Kenntnissen Vertraute weiß, daß nichts schwerer nachzumachen ist, als ein Wasserzeichen. Darum kommt es mir auch

äußerst selten vor, daß ich persönlich falsches Papiergeld in Zahlung annehme. Für mein zahlreiches Personal, das nicht ganz so vorsichtig und geübt ist, wie ich, kann ich freilich nicht einstehen."

Hiermit endigte für diesmal die Unterhaltung über das Allen gleichwichtige Thema. Man setzte sich an die Spieltische und vergaß über dieser zerstreuenden und wohlthuend aufregenden Unterhaltung bald das immerhin ernste Ereigniß. Der Freiherr war der Einzige, der ab und an mit höchst schlauem Augenblinzeln daran erinnerte. So oft er nämlich eine Banknote, deren er ziemlich viele bei sich hatte, auflegte, pflegte er jedesmal lächelnd zu sagen: ächt! Dabei spöttelte er auch ein wenig über die Rathlosigkeit der Polizei und meinte, der Herr Baron von Rauenhorst sei für einen Polizei-Director zu sanguinisch. Auf keinem Posten in der ganzen Welt wirke stets ruhiges, ja eisig-kaltes Blut mehr Wunder, als gerade auf diesem. Deshalb würde er selbst, hätte er Staatsstellen zu vergeben, nur anerkannte, aber gescheidte und listige Pflegmatiker zu Polizei-Chefs ernennen.

Diesmal hatte der gewandt und kühn zugleich spielende Banquier wieder ganz entschiedenes Glück. Er rupfte den Minister gewaltig, so daß dieser fast etwas empfindlich ward und momentan verstimmt dem Rufe seiner von Glück und Jugend strahlenden Schwiegertochter zur Abendtafel folgte.

4.

Ein Mord und was sich daran knüpft.

Es vergingen nun Wochen und Monate, ohne daß es gelang, den Verbreitern des so täuschend und kunstvoll nachgeahmten Papiergeldes auf die Spur zu kommen. Nirgends ließ sich ein Anknüpfungspunkt finden, so daß endlich auch die Polizei ermüdete und lässiger ward. Das Plakat war längst vergessen; die ausgesetzte Belohnung wollte oder konnte Niemand verdienen. Die unächten Noten, soweit man derselben habhaft ward, wurden vernichtet und nur sehr selten tauchte eine oder die andere noch auf. Man machte aber bei dem spärlichen Erscheinen derselben die Beobachtung, daß es immer dienende Personen waren, die sie ausgegeben hatten. Eine bestimmte Person zu ermitteln, wollte jedoch auch hier nicht gelingen. Bald war es eine Köchin, bald ein Bedienter, bald ein herrschaftlicher Kutscher, bald ein Lohndiener gewesen, auf welchen als ersten Ausgeber die Nachforschung zurückwies. Weitere Nachfragen ergaben nur, daß man zu der Annahme gelangte, das ärgerliche falsche Geld komme wahrscheinlich aus dem Auslande. War dies der Fall, so mußte die Ermittelung der Verfertiger noch schwieriger werden.

Da erschreckte eines Morgens alle Bewohner der Residenz die Nachricht, es sei in der vergangenen Nacht unter höchst auffallenden Umständen ein Mord geschehen, und zwar mitten in dem kleinen Park, welcher die Villa umgab,

in der sich der Kammerherr von Crossenhofen mit seiner jungen Gemahlin während der Sommermonate aufgehalten hatte. Das junge Ehepaar wollte diesen reizenden Wohnort während des Winters mit der Residenz vertauschen. Ein paar Tage schon hatten Bediente und Arbeiter gepackt und geräumt, und gerade am Abende vor der Unthat war die Herrschaft von Kammerdiener, Kammerfrau und zwei Bedienten begleitet, in die Stadt gefahren, um das neue, für sie eingerichtete, höchst comfortable Logis zu beziehen. Ein dritter, noch junger Bedienter, den der Kammerherr erst vor Kurzem engagirt hatte, erhielt den Befehl, noch eine Nacht in der Villa zu bleiben, um einige daselbst noch zurückgebliebene Gegenstände von Werth nicht ganz ohne Bewachung zu lassen. Der Kutscher, welcher erst nach zehn Uhr Abends, nach einem letzten im Auftrage der Gräfin gemachten Besuche, die Villa zum zweiten Male verließ, hatte den jungen Menschen noch in voller Kraft und Gesundheit gesehen. Seiner flüchtig hingeworfenen Aeußerung zufolge war er Willens gewesen, ehe er sich zur Ruhe begebe, noch einen Gang durch den Park zu machen, um nachzusehen, ob die Pforte auch geschlossen sei, welche auf der Rückseite in den Park führte. Er erinnerte sich, daß sie längere Zeit offen gestanden hatte.

Diese Pforte nun war am andern Morgen verschlossen und kein Schlüssel zu finden. Etwa zwanzig Schritte von der den Park umschließenden hohen, oben mit zerbrochenem Glas bestreuten Mauer entfernt, erhob sich auf dem schon erwähnten, künstlich aus zackigen großen Steinen erbauten

kleinen Berge der hübsche Pavillon, in den Olympia's Vater sich häufig zurückzog, um seinen Gedanken nachzuhängen und über neuen Plänen und Entwürfen zu brüten.

Zwischen Pavillon und eigentlichem Park befand sich ein kleines Wäldchen von Lärchenbäumen, die so hoch aufgeschossen waren, daß man in der Villa nur die Dachspitze des Pavillons erblicken konnte. Außerhalb des Parkes dagegen auf der Straße, die nach der Residenz führte, sah man den ganzen Pavillon.

Mitten in diesem Wäldchen nun lag der arme junge Mensch, offenbar von fremder Hand getödtet. Er war erdrosselt und zwar durch gewaltsames Zusammenschnüren seiner Halsbinde. Andere verdächtige Zeichen, etwa eines Kampfes, ließen sich nicht auffinden. Der Angriff mußte plötzlich, ganz unerwartet erfolgt und die entsetzliche That in wenigen Augenblicken ausgeführt worden sein. Der Ermordete war den Spuren der noch erkennbaren Fußstapfen zufolge an der Pforte gewesen, um sie entweder zu schließen oder sich zu vergewissern, daß sie bereits geschlossen sei. Dann mußte er sich dem Pavillon zugewendet haben, denn vor der Thür desselben fand man dieselben Fußstapfen wieder. Es fiel auf, daß die Fußspuren nur abwärts, nicht auch hinauf zum Pavillon führten. Irgend eine Veranlassung — das war anzunehmen — hatte den jungen Bedienten zur Ersteigung des künstlichen Berges auf einem nicht betretenen Wege verleitet. Am meisten aber fiel die Spur schwerer plumper Holzschuhe neben dem leichten und zierlichen Fußtritt des Bedienten auf. Diese zeigten

sich unmittelbar vor der festverschlossenen Thür des Pavillons, begleiteten die Schritte des Ermordeten in's Wäldchen und verschwanden dann. Wo der Mann, welcher die Holzschuhe getragen hatte, geblieben sein mochte, war nicht zu ermitteln.

Ein Raubmord schien nicht vorzuliegen, denn der Getödtete führte eine volle Börse, eine Taschenuhr, die bei Entdeckung des Leichnams noch nicht abgelaufen war, und eine einzige Banknote in der Brusttasche seines Rockes. Diese an Werth nicht hohe Banknote war ganz frisch, als wäre sie eben erst fertig geworden, und, was am meisten Staunen erregte, sie war falsch! Allein der Fehler lag diesmal nicht im Wasserzeichen, sondern in der Nachbildung einer der Unterschriften. Dem klugen Künstler hatte der Zufall einen bösen Possen gespielt, indem wohl nur durch einmaliges Ausgleiten eines Griffels der Anfangsbuchstabe eines der Namen in zwei Hälften getheilt erschien. Auch waren die Umrisse unsicher, wie von einer nicht ganz festen Hand herrührend, nicht scharf, wie auf einer ächten Unterschrift.

Die Frage: Hängt dieser rasch vollbrachte Mord, das Werk jedenfalls eines plötzlichen Entschlusses, mit dem Banknotenfälscher zusammen? drängte sich der Polizei sofort auf. War vielleicht gar der Mann in den Holzschuhen der so lange Zeit vergebens gesuchte Künstler und hatte sich dieser durch einen seltsamen Zufall auch noch in einen Mörder verwandelt?

Den Mord geheim zu halten war weder möglich, noch

rathsam. Die Bedienten des jungen Grafen Crossenhofen fanden den Erdrosselten und machten Anzeige von dem Vorfalle. Ihr eigenes Entsetzen ließ aber eine genaue Besichtigung des Ortes, wo das Verbrechen begangen worden war, nicht zu, und da man Jeden sogleich nach erfolgter Anzeige fern von Park und Villa hielt, so war auch nachträglich Niemand Anlaß zu weiteren Nachforschungen gegeben. Was man bei dem Ermordeten gefunden hatte, blieb ein Geheimniß der Gerichtspersonen, welche bei Aufnahme der Leiche zugegen waren. Es erfuhr mithin, außer diesen Wenigen, die zugleich mit der Untersuchung betraut wurden, Niemand etwas von der bei dem Getödteten aufgefundenen Banknote.

Die Bestürzung des Kammerherrn und seiner jungen schönen Gemahlin war groß. Nicht weniger Schrecken verbreitete die Kunde davon im Hause des Banquiers.

Olympia wollte gar nicht an das Entsetzliche glauben, denn nie hatte sie irgend jemals einen verdächtigen Menschen im Park gesehen. Die Pforte war mit eigener Hand von dem Kammerherrn geschlossen worden. Der Schlüssel befand sich noch in der Tasche des jungen Grafen. Die Schließung geschah unmittelbar vor der Abfahrt nach der Residenz auf dem letzten Spaziergange, welchen Olympia am Arme ihres Gatten durch den Park machte. Etwas früher war der Freiherr selbst, welcher den letzten Nachmittag in seinem Pavillon zugebracht hatte, durch die Pforte nach der Straße gegangen, wo seine Equipage seiner wartete. Es geschah dies gewöhnlich, weil der

nachdenkliche Banquier gerade nach längerem Verweilen im Pavillon gern ungestört zu sein wünschte. Nur selten zeigte er sich beim Weggehen seinen Kindern. Die offen stehende Pforte sagte diesen dann immer, daß sich der Vater in aller Stille zurückgezogen und wieder in die Stadt begeben habe.

Nach erfolgter Besichtigung der Oertlichkeit und Aufnahme der Leiche hatte der Polizei-Director eine längere geheime Unterredung mit dem Freiherrn von Gampenstein. Diese endigte damit, daß beide Herren, von einem Aktuarius begleitet, die Villa nochmals besuchten. Bisher hatte man nur den Park und dessen allernächste Umgebung besichtigt, um den Spuren nachzugehen, welche etwa die Richtung anzeigen konnten, in der sich die unbekannte Person in den Holzpantoffeln entfernt haben mochte. Ein Resultat aber lieferte auch diese Besichtigung nicht, denn die letzten Spuren derselben verschwanden schon im Lärchenwäldchen, wenige Schritte von dem Orte, wo man den Ermordeten entdeckte.

Der verschlossene Pavillon, von dessen Thür aus die Fußstapfen nach diesem Wäldchen führten, war von den Gerichtspersonen nicht betreten worden. Baron von Rauenhorst, welcher seinem reichen Verwandten bedeutete, daß es unerläßlich sei, in diesem Augenblicke dem Gerichte seinen Lieblingsaufenthalt zu erschließen, fand bei dem Freiherrn bereitwilliges Gehör. Er erbot sich sogleich, dies in Person thun zu wollen, ein Anerbieten, das dem Polizei-Director sehr erwünscht kam.

Um nicht Aufsehen zu erregen, wartete man die Dämmerung ab. Dann fuhr die Equipage des Banquiers bei dem Baron vor und holte diesen nebst seinem Begleiter ab.

In der Nähe der Villa angekommen, richtete Freiherr von Gampenstein die Frage an den Baron, ob er es vorziehe, den Park durch das Landhaus zu betreten oder ob er lieber den kürzeren Weg durch die Gartenpforte einzuschlagen wünsche? Der Baron entschloß sich für Letzteres.

Auf Befehl des Freiherrn hielt der Wagen an der bekannten Stelle, wo von der Straße aus ein Fußpfad zwischen niedrigen Hecken nach der Pforte führte. Der Mond schien matt durch leichtes Gewölk, so daß alle Gegenstände im Halbdämmer deutlich zu erkennen waren. Den weißen Pavillon mit seinem steilen Dach konnte man von diesem Punkte aus sehr gut beobachten.

Der Banquier erschloß die Pforte und ließ seine Begleiter eintreten. Er selbst folgte ihnen, die Thür hinter sich zuziehend. Auch den Pavillon öffnete Wenzel von Gampenstein mit eigener Hand. Es herrschte tiefe Finsterniß in dem Raume, den die Herren jetzt betraten, denn die vier Fenster des Pavillons waren durch sehr dichte Fensterladen geschlossen. Der Banquier machte Licht und entzündete zwei auf doppelarmigem Leuchter von Silber zur Hälfte herabgebrannte Wachskerzen.

Das Zimmer, in dem man sich befand, war wohnlich und einladend. Es entsprach in jeder Hinsicht den Anforderungen, die ein verwöhnter Mann, der über reiche Mittel gebietet, an ein Privatcabinet macht, wo er, je

nach Belieben, bald nur der Ruhe, bald stillem Nachdenken sich hingeben will. Ein Sopha von braunem Safian-Ueberzug, zwei bequeme, weiche Lehnsessel und ein paar gewöhnliche Stühle umgaben einen halbrunden, mit vielen Papieren, mit Briefcouverts, Wechselschematas, welche das Wappen Gampenstein's trugen, und zwei zierlichen Briefbeschwerern bedeckten Tisch. Alles war geordnet und zeugte von gutem Geschmack des Besitzers dieses Buen retiro. Auf dem Sopha lag ein Tuch, das der Freiherr vergessen hatte.

„Halten Sie die Fensterladen immer verschlossen, mein werther Freiherr?" fragte der Polizei-Dtrector, die verschiedenen auf dem Tische liegenden Gegenstände mit einiger Neugierde betrachtend und den Armleuchter ergreifend.

„Ehe ich den Pavillon verlasse, schließe ich sie stets mit eigener Hand", versetzte der Banquier.

„Thaten Sie dies auch gestern?" –

„Wie immer."

Der Baron war mit dem Leuchter in der Hand an eins der Fenster getreten. Er bemerkte, daß jeder Flügel desselben aus einer einzigen Scheibe bestand und daß sie durch keinen Fensterriegel geschlossen waren, sondern nur in Falzen sich zusammenfügten.

„Sollten diese Fenster sich wohl von außen öffnen lassen?" fragte er, mit der Linken daran rüttelnd.

„Wenn die Fensterladen nicht so fest schlössen, so könnte dies einer geübten Hand wohl gelingen", ver-

setzte lächelnd der Banquier. „Ich gestehe aber, daß ich wirklich noch nicht daran gedacht habe.“

Der Baron beleuchtete jetzt den Fußboden. Er war ganz von einem kostbaren Teppich überbreitet und von äußerster Sauberkeit. Mit dem Licht sich dann der nur angelehnten Thür nähernd, drückte er diese so weit auf, daß er den mit Grand bestreuten Platz vor derselben übersehen konnte. Gerade in Schrittweite von der Thür befand sich die erste stark abgedrückte Spur des plumpen Holzpantoffels.

„Wie war es möglich, bester Freiherr“, sagte der Baron, „daß dieser Fuß sich just hier eindrücken konnte, wenn der Mann, der den Schuh oder Pantoffel trug, nicht eben aus dieser Thür schritt? Haben Sie in der Eile und in höchst begreiflicher Zerstreuung, die sich bei lärmenden Umzügen ja so gern einzustellen pflegt, vielleicht die Thür zu schließen vergessen?“

Der Banquier betrachtete ebenfalls die Fußstapfen. Nur einen Schritt von dem Abdruck des Holzschuhes befand sich der Stiefelabdruck des Bedienten. Beide Fußstapfen führten den breiten Sandweg nur abwärts, nicht aufwärts.

„Ich zog den Schlüssel von der Thür, als ich den Pavillon verließ“, sagte der Banquier sehr bestimmt. „Daß ich die Thür verschloß, kann ich nicht beschwören, obwohl es das erste Mal wäre, daß ich es vergessen hätte. Meines Bedünkens muß der Bediente meines Herrn Schwiegersohnes dem Unbekannten in den Holzschuhen irgendwo be-

gegnet, ihm, der sich wohl flüchten wollte, sprungweise gefolgt sein, und da Beide offenbar geradeaus liefen, trafen sie sich wahrscheinlich vor der Thür. Bemerken Sie gefälligst, Herr Baron, der Abdruck des Holzschuhes steht sehr schräg. Ein Mann im Sprunge würde, hier von der Seite kommend, genau so auftreten. Gesprungen aber muß der Mann sein, weil der Abdruck so tief ist. Später ist er gegangen, denn alle übrigen Fußstapfen sind viel schwächer und rühren von einem leicht auftretenden Menschen her."

Diese Annahme des Freiherrn hatte wirklich Manches für sich. Es konnte so gewesen sein, wie er sagte. Auch ließen sich an dem künstlich aufgeführten Berge, welcher den Pavillon trug, Stellen bemerken, die kürzlich von Jemand betreten sein mußten. Nur fiel es immerhin auf, daß ein Verfolgter seine Flucht gerade nach der Thür des Pavillons nahm und von hier aus seinen möglichen Verfolger ruhig bis in das Wäldchen begleitete, um ihn dann hier meuchlings zu erwürgen.

Eine weitere Besichtigung des Pavillons im Innern, der nur dies eine Zimmer enthielt, führte zu gar keinem Resultate und lockte abermals ein spöttisches Lächeln auf die Lippen des Banquiers, der sich so plötzlich wider alles Erwarten in einen unerklärlichen Kriminalfall verwickelt sah.

„Räuber, mein theurer Herr Baron", sagte er, als dieser die Lichter selbst wieder auslöschte. „Räuber gibt es hier nicht, Diebsgesindel mag aber von Zeit zu Zeit

in der Gegend herumstreifen. Ich erkläre mir den traurigen Vorfall ganz einfach."

„Zum Beispiel?" warf der Baron ein.

„Der Umzug meiner Kinder war beobachtet worden", sagte der Freiherr. „Man weiß im ganzen Lande und namentlich in der Residenz und Umgegend, daß ich mein Kind standesgemäß ausgestattet habe. Ich selbst gelte für einen enorm reichen Mann. Wie leicht kann unter solchen Umständen ein waghalsiger Mensch auf den Einfall kommen, die Gelegenheit wahrzunehmen, sich einzuschleichen und unter dem Schatten der Nacht zurückgebliebene Dinge von Werth bei Seite zu bringen? dieser Mensch glaubte die Villa wahrscheinlich von Allen verlassen. Er wollte seinen diebischen Gelüsten nachgehen, begegnete unvermuthet dem wachsamen jungen Burschen, machte Kehrt und ward von ihm hier oben, wo die verschlossene Thür sein Entkommen verhinderte, ergriffen. Möglich ist es auch, daß der Unbekannte dennoch einen Raub beging und das der Bediente ihn gerade dabei ertappte."

„Wird etwas vermißt?" fragte Baron von Rauenhorst.

„Ich hörte von meiner Tochter, daß sie dem Bedienten ein kleines Packet Banknoten übergeben hatte, damit er am nächsten Tage verschiedene Zahlungen machen möge. Börse und Uhr fand man bei dem Ermordeten, von den Banknoten aber ist nicht gesprochen worden."

Der Baron ergriff den Arm des Freiherrn und ging mit ihm den breiten Grandweg hinab.

„Von wem erhielt die Gräfin von Crossenhofen das

erwähnte Packet?" lautete seine zunächst an den Banquier gerichtete Frage.

„Von ihrem Schwiegervater", versetzte dieser.

„Es waren neu emittirte Noten?"

„Die neuesten. Vermag Sie das in Erstaunen zu setzen?"

„Man hat eine einzige, eine einzige Note bei dem Todten gefunden", sagte der Polizei-Director.

„Nur eine einzige? Dann unterliegt es keinem Zweifel, der arme Bursche ward beraubt und — ermordet."

„Die vorgefundene Banknote war aber unächt."

„Wieder einmal?" versetzte der Freiherr. „Das fängt an, spaßhaft zu werden! Nun bringt sogar der Finanzminister in eigener Person falsche Banknoten unter die Leute! Aber wissen Sie, Herr Baron, daß in vorliegendem Falle es geradezu wünschenswerth wäre, wenn sämmtliche in dem Packet befindliche Banknoten von unserm geschickten Fälscher herrührten? Der unbekannte Mörder des armen Burschen würde sich durch deren Ausgabe sehr bald verrathen!"

Baron von Rauenhorst antwortete nicht auf diese Bemerkung des Freiherrn. Er verließ Arm in Arm mit von Gampenstein den Park und kehrte sehr nachdenklich gestimmt in dessen Equipage nach der Residenz zurück.

5.

Ein Zwischenfall.

Das zerstreuende und geräuschvolle Leben in der Residenz, die vielen Lustbarkeiten in den Cirkeln der höchsten Gesellschaft brachten den betrübenden Vorfall im Park der Villa nach einiger Zeit in Vergessenheit. Ueber den Mörder des jungen Bedienten ließen sich nicht einmal Vermuthungen aufstellen. Es gab Nichts, woran die Behörde sich hätte halten können. Die meisten Landleute trugen Holzschuhe, und von diesen waren fast alle einander gleich an Größe.

Die Angabe des Banquiers in Bezug auf das Papiergeld war gegründet. Emil von Crossenhofen hatte das Packet selbst von seinem Vater empfangen, es später Olympia eingehändigt und diese behauptete wieder, es kurz vor dem Verlassen der Villa dem unglücklichen Bedienten zu gedachtem Zwecke überreicht zu haben. Es war noch versiegelt, als Olympia es von ihrem Gatten empfing. Sie selbst löste das Siegel, um nachzusehen, ob die angegebene Zahl Banknoten sich auch wirklich darin befinde. Flüchtig die einzelnen Zettel übersehend — es waren im Ganzen dreißig Stück gewesen — hatte sie nicht daran gedacht, deren Aechtheit zu erproben. Es war daher möglich, daß sämmtliche dreißig Stück falsch waren. Eins nur widersprach dieser Annahme. Der Minister von Crossenhofen hatte nämlich sechs gleich starke

Packete mit Banknoten wenige Tage vor der Ermordung des Bedienten im Park der Villa versiegelt aus dem Wechselgeschäft Jacob Althammer's, der für höchst zuverlässig galt und seit langen Jahren mit dem Grafen in Verbindung stand, erhalten. Der Graf händigte dem Wechsler dafür eins jener Staatspapiere ein, die gewissermaßen mit zur Mitgift seiner schönen Schwiegertochter gehörten. Die Noten von fünf Packeten waren ächt, wie sich nachweisen ließ, unter den von Niemand besichtigten Scheinen des verschwundenen sechsten Packetes dagegen ward der noch einzige übrige als falsch erkannt! Wie kam es, daß gerade dieser eine falsche Schein den Händen des Raubmörders entging, wenn alle übrigen ächt gewesen sein sollten? Und wie konnte nur dieser einzige dem Bedienten verbleiben?

Den älteren Crossenhofen verstimmte diese unangenehme Entdeckung. Er hätte die ganze Banknotenangelegenheit lieber gar nicht berührt, weil sie dem Freiherrn von Gampenstein ein Geheimniß bleiben sollte. Dieser glaubte nämlich, sein vornehmer Verwandter habe mit den reichen Mitteln, welche er ihm bei der Vermählung Olympia's mit so zuvorkommender Bereitwilligkeit zur Verfügung stellte, seine Privatverhältnisse vollkommen arrangirt, und nun kam es durch den unglücklichsten Zufall von der Welt heraus, daß diese bedeutende Summe zur Ausbesserung des alten Glanzes der Crossenhofen noch immer nicht hinreichte.

Freiherr von Gampenstein war aber kein kleinlich den-

kender Mann. Die Lage des Ministers sogleich richtig durchschauend, erhielt Graf von Crossenhofen bald darauf ein sehr verbindliches Schreiben von dem Banquier, das in scherzhaftem Tone abgefaßt war, und neben welchem das bei Jacob Althammer als Unterpfand für die entnommene Summe hinterlegte Staatspapier, sowie noch ein anderes von gleichem Werthe lag. Der Freiherr wünschte nicht, daß seine Tochter in mißliche Verhältnisse gerathen möge.

Graf von Crossenhofen ignorirte scheinbar die Großmuth seines reichen Verwandten, gab sich aber sichtlich Mühe, dem Freiherrn überall, wo es sich thun ließ, gefällig zu sein, und ließ bei verschiedenen Gelegenheiten den Wunsch durchblicken, der Banquier möge an ihn auch einmal ein Verlangen stellen, dessen Gewährung mit einigen Schwierigkeiten verbunden sei. Der Banquier verstand den Wink des Ministers und war sogleich entschlossen, auf seine Weise Nutzen daraus zu ziehen.

Zwischen dem Park der Villa auf der Südseite und einer Reihe niedriger Hügel floß ein wasserreicher Bach, der gerade dem Pavillon gegenüber eine Brettmühle trieb. Von früherer Zeit her hatte der jetzige Freiherr eine Vorliebe für Holzgeschäfte. Durch sie war es ihm gelungen, den Grundstein seines gegenwärtigen Reichthums zu legen, dem er ja wieder seine Erhebung in den Reichsfreiherrnstand und seine bedeutungsvolle Verbindung mit den Crossenhofen verdankte.

Die Sägemühle war einträglich, der Besitzer derselben

aber dem Banquier ein unbequemer Nachbar. Gleich nach Erwerbung der Villa hatte es kleine Reibungen gegeben, die zuerst dadurch entstanden, daß Wenzel von Gampenstein die Benutzung des Bachwassers an einer Stelle begehrte, wo dieser bereits zur Vermehrung der Triebkraft in ein enges Bett eingeschlossen war. Der Freiherr wünschte seinen kleinen Park durch eine Fontaine zu verherrlichen. Zu einem andern Zwecke brauchte er das begehrte Wasser nicht. Der Sägemüller, ein abstoßender und, wo es die Gelegenheit gab, auch ein grober Mann, weigerte sich, dem neuen Nachbar Wasser zu diesem Behufe abzulassen. Er wies nach, daß ihm ganz allein das Wasser des Baches gehöre, und dieses wohlerworbenen Rechtes wollte er sich nicht begeben. Es kam zum Prozeß, den der Banquier schließlich verlor. Der Sägemüller triumphirte darüber, behandelte den reichen Nachbar mit beinahe beleidigender Nichtachtung, und ließ sogar hin und wieder Bemerkungen fallen, die, hätten sie sich beweisen lassen, ihm wohl einen zweiten Prozeß eingetragen haben würden.

Das Anerbieten des Ministers, der eine weit reichende Hand besaß, wünschte nun der Banquier in der Art zu benutzen, daß er dessen Mitwirkung zur Vertreibung des widerlichen Nachbars beanspruchte. Wollte man aber nicht Streit haben, so mußte die Sache klug angefangen werden. Der Freiherr dachte reiflich darüber nach und glaubte bald das Rechte ausgeklügelt zu haben. Er machte den Grafen von Crossenhofen mit seinen Gedanken be-

kannt und erklärte, daß, gelänge sein Plan, er den aus dem Sägewerke zu erzielenden Gewinn mit dem Minister theilen wolle. Der Nachbar solle nicht vertrieben, sondern durch ein hohes Angebot veranlaßt werden, das Besitzthum zu verkaufen.

Graf von Crossenhofen ging auf den Vorschlag seines berechnenden Verwandten ein und trat mit dem Sägemüller in Unterhandlung. Es war nicht schwer, einen Käufer zu fingiren, und um dem Besitzer der Brettmühle mehr zu imponiren, ließ man eine hohe Person als solchen deutlich durchschimmern, ohne diese Person mit Namen zu nennen.

Das Angebot mochte den Sägemüller doch reizen, denn er wies den Antrag nicht ohne Weiteres von der Hand. Ein Unterhändler des Ministers erschien zu mehrmaliger Besprechung mit dem Besitzer des Werkes auf der Mühle. Anfangs ging auch Alles ganz gut, später aber machte der Müller wieder Schwierigkeiten, und ohne gerade die Verhandlungen ganz abzubrechen, kam man doch nicht von der Stelle. Der Unterhändler hatte sich leider aushorchen lassen und der Besitzer der Brettmühle, argwöhnisch geworden, vermuthete eine Falle. Gedrängt von dem Bevollmächtigten Crossenhofen's, begehrte er endlich, den Minister persönlich zu sprechen.

Dieser wollte dem Freiherrn sein Wort halten und willigte ein, direct mit dem schwierigen Manne zu unterhandeln. Die Zusammenkunft erfolgte, und der Graf

hielt einen beredten Vortrag. Der zähe Müller hörte gelassen zu. Als der Graf endigte, sagte er nur:

„Der Kauf kann abgeschlossen werden, wenn sich Excellenz durch Ihre Unterschrift verbürgen, daß mein gegenwärtiges Eigenthum in den Besitz der hohen Person, welche Excellenz meinen, übergeht."

„Wozu diese unnütze Förmlichkeit?" fragte der Graf ausweichend.

„Für mich hat eine solche bekräftigende Unterschrift von Ew. Excellenz sehr hohen Werth", lautete die Antwort.

„Das kann ich nicht einsehen."

„Eine solche Unterschrift gibt mir das Recht, mich, wenn mir etwas daran liegen sollte, nach dem wirklichen Namen des Käufers zu erkundigen!"

„Wie dem auch sei, lieber Mann, eine solche Unterschrift gebe ich nicht", sagte der Minister.

„Dann bleibt die Mühle mein", erwiderte trocken der Müller.

„Aber Sie machen ja einen vortrefflichen Handel!"

„Brauche ich nicht!"

„Und zuletzt", fiel der Graf ein, „kann und muß es Ihnen doch ganz gleichgiltig sein, wer der Käufer ist und wer künftighin da wohnen wird, wo jetzt die Mühle steht."

„Excellenz wollen entschuldigen, mir ist das nicht einerlei. In dem Punkte bin ich accurat, wie gewisse andere Leute. Ich habe einen Nachbar, dem ich im Wege bin, und — ich weiß auch weshalb!"

Die letzten Worte warf der trotzige Müller mit solcher Mißachtung hin, daß Graf von Crossenhofen sich dadurch verletzt fühlte.

„Ich sehe mich genöthigt, zu fragen", erwiderte er, „ob Sie den Freiherrn von Gampenstein damit gemeint wissen wollen."

„Da Freiherr von Gampenstein mein nächster Nachbar ist, kann ich einen andern nicht meinen", lautete die wenig höfliche Antwort.

„Sie scheinen ganz zu vergessen, daß sein einziges Kind seit vorigem Sommer meine Schwiegertochter ist."

„Sehr viel Ehre!" sagte trocken der Müller.

„Haben Sie gegründete Ursache, den Freiherrn so feindselig zu behandeln?"

„Wer mich vertreiben will, Excellenz, der ist nicht mein Freund!"

„Dem Freiherrn fällt das gar nicht ein."

„Ich habe nun aber einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß er es will!" sagte der Müller mit großer Entschiedenheit.

„Ueberzeugungen beruhen auf Gründen, und wenn ich jetzt diese Gründe zu wissen begehre, so werden Sie diesen Wunsch durch die Verhältnisse gerechtfertigt finden!"

Der Müller ging einige Sekunden still mit sich zu Rathe, dann sagte er verdrossen:

„Ich bin dem Freiherrn unangenehm, zuwider, verhaßt, wenn Excellenz wollen, weil ich zu klare Augen habe und mir kein X für ein U machen lasse."

„Das klingt wie eine Verdächtigung und ist unter allen Umständen eine Verleumdung!“ versetzte indignirt der Minister. „Sie sollen dafür zur Verantwortung gezogen werden!“

Ueber des Müllers Züge flog ein zuckendes Lächeln.

„Sollte Excellenz wirklich gewillt sein, mich eines offenen Wortes wegen gerichtlich belangen zu wollen?“ sagte er mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit. „Ich würde dann aufrichtig bedauern, eine so übereilte Aeußerung gethan zu haben.“

„Ich werde dazu genöthigt“, erwiderte der Minister. „Der Vater meiner Schwiegertochter muß makellos dastehen vor aller Welt! Das ist aber nicht mehr der Fall, wenn ich ungestraft Worte dulde, wie ich sie indignirt so eben von Ihnen hörte! Die Sache soll jedoch vergessen sein, wenn Sie widerrufen und wenn Sie ohne längeres Sträuben Ihr Besitzthum unter den angegebenen Bedingungen verkaufen!“

„Ich behalte mein Besitzthum, Excellenz, und widerrufe auch nicht“, sprach trotzig der Sägemüller. „Excellenz wünschen, daß es zur Sprache kommen soll, nun gut, so werde ich auch sprechen!“

„Was soll zur Sprache kommen?“ rief der Minister.

„Die unangenehme Nachbarschaft“, erwiderte ruhig der Sägemüller. „Wem das Reden darüber am unangenehmsten sein wird, ob mir, dem Freiherrn oder Ew. Exllenz, wer kann das wissen. Ich bin zur Zeit der leidende Theil und muß mich fügen.“

Graf von Crossenhofen fühlte sich von den letzten Ent-

gegnungen des rücksichtslosen Mannes tief beleidigt. Er entließ ihn mit kalter Vornehmheit und mit dem festen Entschlusse, den allerdings im höchsten Grade unangenehmen Mann, dessen Nachbarschaft der Banquier so gern los sein wollte, schon in den nächsten Tagen zur Verantwortung zu ziehen.

6.

Die Aussagen des Brettmüllers.

Freiherr von Gampenstein hatte wieder eine seiner plötzlichen Geschäftsreisen angetreten. Nur diesen Zufall war es zuzuschreiben, daß eine Rücksprache des Grafen mit seinem Verwandten unterblieb. Die Gemahlin des Banquiers von der Fruchtlosigkeit der schon geraume Zeit dauernden Unterhandlungen zu unterrichten, hielt der Minister schon deshalb für unangemessen, weil er nicht wußte, ob diese von den Plänen ihres Mannes unterrichtet sei. Auch unterhielt sich Graf von Crossenhofen ungern mit der Mutter Olympia's, da sie fast immer zerstreut oder doch so wortkarg war, daß jedes Gespräch mit ihr ein förmliches Studium erforderte. Diese Zerstreutheit ließ den Graf vermuthen, die Ehe der beiden vom Glück so merkwürdig begünstigten Menschen möge doch auch ihre den Augen der Welt nur mit großer Sorgfalt verborgenen Mängel und düstern Schattenseiten haben.

In der Absicht nun, seinen Verwandten in dessen Abwesenheit wo möglich einen Dienst zu erweisen — denn er war überzeugt, die gehässigen Bemerkungen des unfreundlichen Sägemüllers würden vor Gericht in Dunst zerflattern — leitete der Minister eine Klage gegen denselben ein. In dieser Klage wurde Beklagter der absichtlichen Verleumdung des Banquiers und gegen denselben ausgesprochener ehrenrühriger Aeußerungen bezichtigt.

Im Verhör leugnete der Besitzer der Sägemühle die ihm schuld gegebenen Ausdrücke nicht. Befragt, was ihn dazu veranlaßt habe, gab er die Erklärung ab: der Banquier lasse sich unerlaubte Handlungen zu Schulden kommen. Wenn man ernstlicher in ihn dringe, was er indeß nicht wünsche, werde er sagen, worin dieselben beständen.

Diese Frage blieb natürlich nicht aus, und die erste Antwort des Nachbars der Villa ward von diesem in die Worte zusammengefaßt:

„Freiherr von Gampenstein hält geheime Zusammenkünfte.“

„Wo finden diese Zusammenkünfte statt?“ lautete die nächste Frage.

„Im Pavillon, gegenüber meiner Besitzung.“

„Welche Personen nehmen daran Theil?“

„Die Namen derselben kenne ich nicht, es verkehren aber immer einige Personen im Pavillon.“

„Haben Sie Grund, diesen angeblichen Versammlungen unlautere Zwecke zu unterlegen?“

„Ich muß dies annehmen.“

„Weshalb?“

„Weil diese drei Personen immer des Nachts und stets verkleidet den Pavillon betreten.“

„Wann haben Sie diese Beobachtung zuerst gemacht?“

„Seit Erbauung des Pavillons.“

„Kennen Sie die innere Einrichtung desselben?“

„Genau kann ich mich solcher Kenntniß nicht rühmen; ich weiß nur, daß sich schön gewölbte Keller darin befinden.“

„Unter dem einzigen Wohncabinet des Freiherrn?“

„Unter diesem Zimmer, in dem künstlichen Felsenbau. Ich habe der Aufführung dieser Keller, die meistens bei Nacht geschah, mit vielem Interesse zugesehen.“

Graf von Crossenhofen, der Zeuge dieses Verhöres war, erlaubte sich hier die Frage einzuwerfen: ob der Beklagte der Ansicht sei, Freiherr von Gampenstein zettele im Geheimen staatsgefährliche Verschwörungen an. Zugleich fügte er hinzu, der Nachbar der Villa möge sich wohl in seinen Angaben irren. Auch ihm sei jener Pavillon bekannt, und doch habe er niemals bemerkt, daß der künstliche Fels, auf dem er ruhe, mit einer Eingangsthür versehen sei, die ja doch vorhanden sein müsse, wenn die angeblich in demselben vorhandenen Keller zugänglich sein sollten.

„Eine Thür ist vorhanden, man hat sie aber sehr geschickt verborgen“, erwiderte der Sägemüller mit Zuversicht.

„Vermögen Sie die Stelle anzugeben, wo Ihrer Be-

hauptung nach jene verborgene Thür sich befindet?" forschte man weiter.

„Freiherr von Gampenstein hat mich nie eingeladen, seinen Park zu betreten", lautete die erwidernde Antwort, „vielmehr sagte er mir bittere Worte, als ich ihn eines Tages, da er mir unerwartet spät Abends in Arbeitertracht, mit einem Schurzfell umgürtet, aus der Pforte kommend, entgegentrat, mit der Frage aufhielt, was das Geräusch unter der Erde wohl zu bedeuten habe, das ich Wochen und Monate lang oft halbe Nächte hindurch beobachtet hatte."

„Irrten Sie sich nicht vielleicht in der Person?"

„Nein. Der Mann im Schurzfell war der Freiherr. Er schien ermattet und sehr aufgeregt."

„Haben Sie später dieselbe Beobachtung wiederholt gemacht?"

„Der Freiherr ist mir seit jener ersten Begegnung in solcher Verkleidung nicht wieder vor die Augen gekommen, andere Personen aber sah ich wiederholt in tiefer Nacht aus der Pforte schreiten."

„In der Tracht arbeitender Menschen, mit Schurzfellen angethan?"

„Bisweilen, manchmal auch ohne Schurzfell. Bei schlechtem Wetter trugen sie wohl auch Holzschuhe."

„Holzschuhe!" wiederholte Graf von Crossenhofen leise, und ein entsetzlicher Gedanke machte sein Herz erbeben. Er mußte der Spuren gedenken, die am Morgen nach der Ermordung des Bedienten in der Nähe des Pavillons

bemerkt worden waren, und deren Ermittelung noch immer der Polizei nicht hatte gelingen wollen. Ein Verdacht gegen die Redlichkeit des Freiherrn von Gampenstein stieg dabei nicht in ihm auf, vielmehr hegte er die Besorgniß, das humane Wesen des Banquiers, seine Bereitwilligkeit, Andern zu helfen, zu dienen, ihnen freundlich oft auf halbem Wege entgegen zu kommen, möge ihn Unwürdige, vielleicht sogar moralisch Verworfene haben unterstützen lassen, und diese Unwürdigen seien jetzt die Urheber einer beispiellosen Verleumdung, ja einer fürchterlichen Verdächtigung seines Charakters. Er schwieg indeß, um das Verhör, das immer spannender sich gestaltete, nicht zu unterbrechen.

„Bemerkten Sie eine Veränderung in dem Benehmen des Freiherrn von Gampenstein, wenn Sie später wieder mit ihm zusammentrafen?“ lautete die nächste dem Müller vorgelegte Frage.

„Wir haben uns seit jener Begegnung nie wieder gesprochen. Der Freiherr wich mir absichtlich aus.“

„Wiederholte sich das von Ihnen in der Nähe des Parkes der Villa vernommene Geräusch?“

„Sehr oft.“

„Konnten Sie den Ort nicht ermitteln, von dem es ausging?“

„Das Gehör kann leicht getäuscht werden, indeß schien es mir immer, als komme es aus dem Berge, welcher den Pavillon trägt.“

„Beschreiben Sie uns dasselbe.“

„Es schien mir von der Handhabung einer oder einiger Feilen, die über Metall gleiten, herzurühren.“

„Zu welcher Zeit machten Sie zuerst diese Entdeckung?“

„Bald nach Erbauung des Pavillons.“

„Früher haben Sie das beschriebene Geräusch nicht vernommen?“

„Weder vor der Erbauung der Villa noch des Pavillons.“

„Hörten Sie es auch, nachdem der Kammerherr, Graf Emil von Crossenhofen mit seiner Gemahlin die Villa bezogen hatte?“

„Es vermehrte sich eher noch oder es ließ sich wenigstens häufiger und anhaltender vernehmen.“

„Weshalb machten Sie der Behörde von dieser auffallenden Erscheinung nicht früher schon Anzeige?“

„Ich hasse alle Denunciation“, versetzte der trotzige Nachbar des Banquiers, „und außerdem, darf nicht Jedermann auf seinem Grund und Boden treiben, was er will? Freiherr von Gampenstein war jederzeit ein unbescholtener, ein hoch angesehener Mann. Er steht mit den Vornehmsten, selbst mit dem Landesherrn in Verbindung, und sein Wort fällt schwer ins Gewicht. Daß wir gerade als Nachbarn keine Zuneigung zu einander fühlten, kann die Verdienste des Freiherrn nicht schmälern, und wäre sein Streben nicht dahin gegangen, mich von meiner Scholle zu vertreiben, blos, weil ihn mein Gesicht und mein Gehör in seiner Nähe verdrießt, würde niemals ein Wort der Beschuldigung über meine Lippen gegangen sein.“

„Haben Sie sonst noch Angaben zu machen, welche zur Erläuterung und Ergänzung Ihrer bisherigen Aussagen dienen können?“

„Ich habe gesagt, was ich wußte und was ich zu sagen für Pflicht hielt.“

„Sie werden diese Aussagen im Beisein des Freiherrn von Gampenstein zu wiederholen haben.“

„Und ich werde nicht anstehen, sie ihrem ganzen Umfange nach aufrecht zu erhalten.“

Das Verhör ward geschlossen. Unmittelbar nach demselben hatte der Minister mit seinem Vetter, dem Polizei-Director, Baron von Rauenhorst, eine lange Unterredung. Als er denselben endlich verließ, war er vor geistiger Erschöpfung einer Ohnmacht nahe. Seitens der Polizei aber wurden ganz im Geheimen geeignete Anstalten zu fortwährender Bewachung der Villa, des Pavillons, nicht minder des Mühlenwerkes getroffen, das sein schroffer Besitzer selbst um den Preis, in eine lange dauernde, vielleicht zu seinem eigenen Nachtheile ausschlagende Untersuchung verwickelt zu werden, nicht aufgeben wollte.

7.

Ein Licht fällt um.

Nichts ahnend von diesem Vorgange, kehrte der Banquier ein paar Wochen später von seiner Reise wieder

zurück in die Residenz. Er war diesmal länger als sonst ausgeblieben, weil er England besuchen mußte. Dafür trug er aber auch eine so freudige Miene zur Schau, daß man ihm ansehen konnte, er habe ein über alle Erwartungen günstiges Resultat für sich erzielt. In diesem Frohsinn gewahrte er nicht die Verstimmung des Ministers, die freilich nur in dem kühleren Tone seiner Rede sich kund gab.

Mit starken Schritten nahte der Frühling heran, und der größere Theil der Aristokratie traf bereits Anstalt, Sommerwohnungen zu beziehen. Auch auf der Villa des Banquiers erschienen wieder Arbeiter, um während des Winters etwa vorgefallene Beschädigungen auszubessern. Schon Ostern wollte das junge gräfliche Ehepaar auf der Villa feiern.

Der Freiherr fühlte das Bedürfniß, vor diesem Umzuge der vornehmen Gesellschaft diese noch einmal in möglichst großer Anzahl bei sich zu sehen und er säumte deshalb nicht, die zu solcher Berufung nöthigen Einladungskarten bei Zeiten herum zu schicken.

Nur flüchtig erkundigte er sich bei seinen Visiten, welche er sowohl dem Minister wie dem Baron von Rauenhorst abstattete, nach dem Stande der Untersuchung in Bezug auf den Mord des Bedienten im Park der Villa, und eben so flüchtig fragte er, ob man noch immer keine Spur aufgefunden habe, die Hoffnung gebe, den Banknotenkünstler ausfindig zu machen? Beide Fragen wurden bedauernd verneint.

„Bedauern wir es lieber nicht", erwiderte der geistig ungemein heitere Freiherr, als Baron von Rauenhorst noch hinzufügte, daß ihm diese fatale Angelegenheit schon deshalb vielen Kummer verursache, weil der Landesherr neuerdings die getroffenen Anordnungen, um den Verbrecher zu entdecken, in ziemlich scharfen Worten getadelt habe. „Das falsche Geld scheint fast ganz verschwunden zu sein, und sind wirklich Verluste durch Verbreitung desselben herbeigeführt worden, so leidet wesentlich das Ausland darunter. Wissen Sie, liebster Baron, wir Geldmenschen, die wir leider immer für herzlos gehalten werden, haben diesmal bei diesem Banknotenschwindel sogar verdient. Wer englische Consols kaufte, wie ich, allerdings nur auf gut Glück, es gethan habe, brachte den Verlust, der ihm durch das Sinken unserer Noten erwuchs, wieder ein; denn in demselben Verhältniß, wie unser Papiergeld, weil sich falsches darunter eingeschlichen hatte, im Course fiel, stiegen die englischen Consols. Es ist jetzt nur zu wünschen, daß die ärgerlichen, so schwer zu erkennenden schlechten Zettel nicht etwa plötzlich anderwärts wieder auftauchen."

Der Baron nahm diese Bemerkung lächelnd hin und gab dem Freiherrn auf dessen Frage, ob er ihm auch die Ehre geben werde, seiner letzten diesmaligen Soirée beizuwohnen, die Versicherung, er werde gewiß nicht ausbleiben.

„Richten Sie sich dann auch ein auf eine kleine Parthie!" versetzte immer heiter und froh der Banquier. „Sie kennen meine Liebhaberei. Excellenz haben schon zugesagt, und den alten General zwingen wir mit Gewalt, wenn er

sich sträuben sollte. Ich bin entschlossen, etwas hoch zu spielen, denn die letzten Wochen her ging mir die Sache zu flau, weil uns, ehrlich gestanden, der dummen Geschichte wegen die Stimmung zu Scherz, Spiel und Frohsinn fehlte."

„Nur wagen Sie nicht zu viel, mein werther Freiherr!" erwiderte der Polizei-Director in leichthin warnendem Tone. „Wer gar zu hoch spielt und Alles auf eine Karte setzt, schwebt immer in Gefahr, zu stürzen."

„Nur dann, bester Herr Baron, wenn er keinen Rückhalt hat", sagte Wenzel von Gampenstein. „Ich bin vorsichtiger und halte mir deshalb immer eine Hinterthür offen, damit ich, gerathe ich zu sehr in die Enge, mich immer rechtzeitig zurückziehen kann."

„Ein sehr lobenswerthes Prinzip", meinte Baron von Rauenhorst. „Erweist es sich stichhaltig, so ist mit ihm allerdings am weitesten zu kommen."

In seinem geschäftlichen Eifer hatte der Freiherr bei seiner ersten dem Minister abgestatteten Visite diesen nach dem Stande der Unterhandlung wegen Ankauf des Mühlenwerkes zu fragen vergessen. Später dachte er daran; weil er aber den viel beschäftigten Grafen zu stören fürchtete und die Sache überhaupt nicht gerade übergroße Eile hatte, so verschob er die Berührung dieses ihm allerdings wichtigen Gegenstandes bis auf seine glänzende letzte Soirée.

Ehe jedoch der für dieselbe festgesetzte Tag herannahte, erkrankte Juliane von Gampenstein. Der herbeigerufene Hausarzt erklärte das Uebel für ein allgemeines Nervenleiden, durch häufige und anhaltende geistige Aufregungen

entstanden. Er empfahl nur Ruhe, verordnete aber keine Medicin.

Diese Erkrankung ward in den exclusiven Cirkeln vielfach und in sehr verschiedener Weise besprochen. Die Meinung über den eigentlichen Grund des Erkrankens der Freifrau gingen gewaltig auseinander. Einige wollten denselben in geheim gehaltenem Kummer finden, Andere behaupteten, der Aerger verzehre die arme Frau, denn bei aller äußern Glätte des weltmännisch gewandten, klugen und wirklich gebildeten Banquiers sei er doch als Gatte nichts weniger als liebenswürdig und musterhaft. Seine Frau, die ihm ja nichts als ihren alten adeligen Stammbaum mitgebracht, habe er von jeher tyrannisch behandelt, nur freilich immer unter vier Augen, seine Tochter Olympia dagegen sei von dem Vater in jeder Hinsicht verzogen worden und deshalb im Auftreten kokett, bestechend und fesselnd durch ihre Schönheit und die vollkommenste Meisterschaft in Beherrschung der Formen, leider aber ohne tiefere Herzensbildung. Juliane habe stets darunter gelitten und jetzt, wo die Jahre auch bereits ihre Macht geltend zu machen anfingen, könne sie nicht mehr länger einen so ungleichen und aufreibenden Kampf ungestraft fortsetzen.

Ungeachtet des Leidens der Freifrau fand die einmal festgesetzte Soirée bei dem Banquier dennoch statt. Olympia vertrat die Stelle der Hausfrau und machte die Honneurs mit all' jener Grazie, welche Erziehung und Lebensbildung verleihen.

Dem Freiherrn merkte Niemand auch nur die leiseste Verstimmung an. Er war, wie immer, wenn er Gäste bei

sich sah, gesprächig, heiter, witzig, zu feinen, beziehungsreichen Scherzen geneigt. Getanzt wurde nicht, nur etwas musicirt. Olympia besaß eine gute Stimme und trug einige Lieder von Schubert, Mendelssohn und andern modernen Meistern mit Geschmack vor.

Eine Anzahl prachtvoller Kupferwerke, welche der Freiherr in England gekauft hatte, lagen zwischen deutschen und französischen Büchern auf einem großen runden Tische in dem Cabinet des Freiherrn, und erweckten das Interesse der meisten Anwesenden. Es knüpften sich an die Betrachtung derselben ganz interessante Gespräche, an denen der Banquier mit Vorliebe Theil nahm. Was er über Stahlstiche im Allgemeinen und über die Feinheit der englischen Stahlstiche im Besondern sagte, zeugte von mehr als gewöhnlichem Verständnisse. Jeder hörte ihm gerne zu und als er sich einmal über die Kunst des Radirens mit der Sachkenntniß eines Mannes ausließ, der diese schwere Kunst längere Zeit selbst praktisch betrieben hat, waren die Meisten von seinem Wissen erstaunt.

„Bei Ihnen könnte ja mancher Stahl- und Kupferstecher in die Schule gehen“, sprach der ältere Graf von Crossenhofen, als der Freiherr seinen Vortrag, der sehr faßlich war, endigte. „Haben Sie wohl früher selbst einmal den Griffel geführt?“

„In jungen Jahren übte ich mich wohl ab und an im Radiren“, versetzte er unbefangen. „Später, als mich die Geschäfte fesselten und auch mehr interessirten, gab ich es auf. Kunst und Geschäftsbetrieb vertragen sich selten

gut. Immerhin aber ist es mir lieb, mich ein wenig mit diesem Zweige der Kunst vertraut gemacht zu haben. Es bildet doch, und man kann nicht wissen, wozu man im Leben eine Fertigkeit brauchen kann, die man sich frühzeitig anzueignen verstand."

„Sie getrauten sich vielleicht noch den Griffel zu führen", meinte der Minister. „So ganz verlernt sich doch wohl nicht eine Kunst, zu deren Erlernung gewiß Mühe und Ausdauer gehören."

„Je nun", erwiderte der Freiherr mit klugem Lächeln, „wenn es just eine Wette gälte und — nota bene — wenn etwas Ordentliches dabei zu verdienen wäre, so könnte ich mich wohl noch dazu entschließen, ein kleines Bildchen sauber und sicher zu radiren."

„Oder ein schon von andern Künstlern radirtes nachzuahmen", fiel Baron von Rauenhorst ein, der besonders aufmerksam zugehört hatte. „Ich habe mir sagen lassen, es sei dies noch schwieriger und der beste Beweis für die Fertigkeit eines tüchtigen Stahlstechers."

„Allerdings", bekräftigte Freiherr von Gampenstein. „Bei derartigen Nachbildungen, die namentlich früher häufig vorkamen, besteht die hauptsächlichste Kunst in der treuen Nachahmung auch jedes kleinsten Striches, jedes feinsten Punktes. Dazu aber ist, außer langer Uebung, eine feste Hand und ein sehr scharfes Auge, das sich nicht irre machen läßt, erforderlich."

Hier legte Olympia ihre feine Hand auf den Arm ihres Vaters und machte ihm, zugleich mit einladendem Auge

die umstehenden Herren anblickend, die Meldung, daß die Spieltische geordnet seien. Diese Einladung, auf welche, nach der Eile zu schließen, womit sie von mehreren beachtet wurde, Mancher gewartet zu haben schien, machte dem bisherigen Gespräch sofort ein Ende. Leicht arrangirten sich die einzelnen Spielpartien, und eine Viertelstunde später war man allgemein in die glückverheißenden Karten vertieft.

Die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft, denen heute nicht das Vergnügen des Tanzes winkte, suchten Zerstreuung und Unterhaltung in Anordnung von Spielen, an denen sich Alle gleichmäßig betheiligen konnten, die Einen als Akteurs, die Andern als Zuschauer. Man kam nämlich überein, Charaden mimisch darzustellen. Da gab es denn zu scherzen und zu lachen und zu rathen, und da man im Darstellen und Zuschauen umwechselte, verging allen Theilnehmenden die Zeit auf das Angenehmste.

Mittlerweile hatte der Freiherr während des Spiels doch die Kaufangelegenheit berührt. Minister von Crossenhofen war genöthigt, dem Banquier Rede zu stehen. Da er aber die volle Wahrheit noch nicht, wenigstens nicht an diesem Orte und in solcher Umgebung sagen wollte, erwiderte er auf die Frage des Freiherrn:

„Ihr Nachbar, mein lieber Gampenstein, ist ein sehr eigensinniger, ich möchte sagen, ein störriger Mann. Er will sich zu nichts verstehen.“

„Gerade deshalb soll und muß er, Excellenz!“

„Wollen und können Sie ihn zwingen?" fragte der Graf.

„Ich nicht, aber .... aber die .... hohe Person, Sie wissen ja ...."

„Der Mann läßt sich nicht täuschen, mein lieber Freiherr!"

„Hat er unsern Plan durchschaut?"

„Ich fürchte es!"

„Dann jage ich ihn mit einem höhern Gebot von seinem alten Erbe!" rief der Banquier. „Ich will es nun einmal haben und ich muß es besitzen, mag es kosten, was es wolle! ... Wagen gewinnt! ... Sie sehen es an diesem unsern Spiel, Excellenz!"

„Nicht immer", erwiderte der Graf. „Wagen hat auch eben so oft verloren. Warum sind Sie denn eigentlich so versessen auf das Mühlenwerk?"

„Ich bin nur versessen auf die Entfernung dieses Mannes aus der unmittelbaren Nähe der Villa!" versetzte der Freiherr etwas hastig.

„Hat er Sie denn gar so arg beleidigt?" warf der Baron von Rauenhorst ein. „Ich hörte doch früher niemals über Streitsucht bei Ihrem Nachbar klagen."

„Er schnüffelt mir zu viel herum, möchte gern aller Leute Geheimniß kennen lernen, sich aufdringen, Rath ertheilen, und was dergleichen mehr ist. Leute solchen Schlages sind jedem Finanzmanne verhaßt. So oft ich meinen Park durchwandle oder meinen Pavillon betrete, lauert der widerwärtige Mensch mit seinen falschen, stechen-

den, grauen Augen hinter dem Zaune seines Gartens und beobachtet mich."

„Der Pavillon gerade scheint es zu sein", fiel Graf von Crossenhofen ein, „der Ihren Nachbar so magnetisch anzieht."

„Hat er das gegen Excellenz geäußert?" fragte der Banquier, einen fliegend schnellen, lauernden Blick auf seinen Gegner im Spiel werfend. „Sie machen doppelt schlemm, bester Graf!"

„Fast fürchte ich, daß Sie Recht haben", erwiderte der Minister. „Was aber Ihren eigensinnigen Nachbar anbelangt, so muß ich gestehen, daß er sehr klug ist, und daß ich Grund habe, zu vermuthen, es sei ihm wirklich gelungen, die Geheimnisse Ihres Pavillons bis zu einem gewissen Grade zu durchschauen."

„Die Geheimnisse meines Pavillons?"

„Ist der niedliche Bau mit solchen Geheimnissen umgeben", sagte Baron von Rauenhorst. „Ach, ich weiß schon", setzte er schnell hinzu.

„Sie wissen, Herr Baron? Was können Sie wissen!"

„Die Aeußerung Ihres Nachbars bezieht sich jedenfalls auf den geheimnißvollen Mann in Holzpantoffeln, den muthmaßlichen Mörder des Bedienten in jener verhängnißvollen Herbstnacht!"

„Der Graf hatte verloren und schob dem Banquier eine Banknote zu, die dieser an sich nahm, während sein kalter Blick aus den gleichmüthigen Mienen des Barons von Rauenhorst einen geheim gehaltenen Gedanken errathen zu wollen schien.

„Ich glaube eher“, fuhr Graf von Crossenhofen fort, „Ihr Nachbar spielte mit seinen Andeutungen auf ein im Innern des künstlich erbauten Berges verborgenes Geheimniß an. Wenigstens sprach er von Kellern, die sich unter dem Pavillon befinden sollten. Ich habe ihm natürlich sehr determinirt widersprochen, da ich ja weiß, daß nirgends eine Thür vorhanden ist, welche zu diesen Kellern führen könnte.“

Freiherr von Gampenstein brach in ein heiteres Lachen aus, obwohl der Ton etwas erzwungen klang.

„Da kann man recht deutlich sehen, wie sich Gerüchte, fabelhafte Erzählungen, endlich ganze, lange Schauergeschichten aus nichts bilden“, sagte er wieder ganz unbefangen. „Ich hatte die Absicht, aus den Trauben, die ich ziehe, Wein zu keltern. Zu diesem Behufe baute ich, oder richtiger, fing ich an, einen Keller zu bauen. Nur zu diesem Behufe legte ich auch den Berg, der meinen Pavillon trägt, an. Ehe indeß mein Keller noch fertig wurde, machte ich bereits die Erfahrung, daß es besser sei, die Weinkultur ganz sein zu lassen. Dies verstimmte mich. Wäre es nun eigentlich auch klüger gewesen, die einmal begonnenen Keller vollends auszubauen, um sie zu andern Zwecken zu verwenden, so unterließ ich es doch. Das Fertige blieb stehen und wird so lange stehen, bis, wer weiß wann und von wem, Berg und Pavillon dereinst zerstört werden oder von selbst zerfallen. Sehr möglich, daß weise Forscher sich dann den Kopf über die Bestimmung dieser leeren, nie benutzten Keller zerbrechen, und

wohl gar gelehrte Abhandlungen mit noch gelehrteren Annotationen darüber schreiben. Daß ich meinem spionirenden Herrn Nachbar gerade vor der Nase die Einsicht in die unfertigen Keller durch Aufthürmen großer Steinblöcke zumauerte, verdroß ihn gewaltig. Seitdem gab er sich alle erdenkliche Mühe, da, wo eben nichts ist, als leerer Raum, Geheimnisse zu wittern. Ja, könnte er es veranlassen, ohne sich selbst zu schaden, ich bin gewiß, er dichtete mir Gott weiß, welche verbrecherische Absichten an, die sich in jenen vermauerten Kellern verbergen müssen, nur damit er Stoff erhält, mich zu verleumden, und mir auf alle Weise unbequem zu werden. Nach dieser Auseinandersetzung, meine Herren, werden Sie meinen Wunsch, dieses fatalen Nachbars mich auf gute Manier und in Frieden zu entledigen, jedenfalls begreiflich, wo nicht gerechtfertigt finden."

Während dieser Auseinandersetzung war das Spiel der Herren, dem nur der alte General mit ganzer Aufmerksamkeit folgte, keinen Augenblick unterbrochen worden. Der Freiherr wagte wie immer, da er aber nicht ganz bei der Sache war, verlor er an den Polizei-Director. Ruhig schob er diesem die von dem Minister erhaltene Banknote hin, ohne sie vorher genau anzusehen. Die Blicke des Grafen und des Barons von Rauenhorst begegneten sich. Der Banquier zog die Uhr.

„Beliebt es, so machen wir noch eine Partie", sprach er. „Eine halbe Stunde vergeht wohl noch, ehe das Andere parat ist, und wie ich sehe", setzte er, sich umwendend

hinzu, „ist die Jugend auch noch so beschäftigt, daß sie dem Alter wohl noch ein wenig Zeit gönnen wird.“

Der General hatte bereits die Karten gemischt und streute sie mit geübter Hand aus.

„Was sehe ich!“ rief da plötzlich der Baron aus. „Wieder einmal ein Bönhase!“

Er legte die Karten vor sich hin und hielt flatternd die Banknote empor.

„Unächt?“ fiel der Minister ein.

„So unächt, wie die, welche sich als eine Art Corpus delicti noch in meiner Verwahrung befindet!“

„Wie bin ich nun wieder dazu gekommen!“ klagte Graf von Crossenhofen, das ihm dargereichte Papier aufmerksam betrachtend.

„Excellenz gaben sie selbst aus“, bemerkte jetzt der Freiherr. „Es gewährt mir das einige Beruhigung, wohingegen es mich sehr gestört haben würde, hätte ich das Unglück gehabt, einen nachgemachten Zettel zu erwischen.“

„Sie kennen doch genau den Fehler dieses unächten Papiers?“ fragte der Baron.

„Sehr genau“, erwiderte der Freiherr. „Nur, weil ein Minister mich damit bezahlte, habe ich es zu prüfen unterlassen.“

„Trotzdem erlaube ich mir, diese Banknote zu confisciren“, sprach, sich lächelnd gegen den Grafen verbeugend, der Baron. „Darf ich bitten?“

Der Banquier legte die Note vor sich hin, stieß dabei aber zufällig die Karten des Barons an, so daß diesem

mehrere Blätter entfielen und auf den Fußboden glitten. Baron von Rauenhorst bückte sich, um sie wieder aufzusammeln, auch die Uebrigen blickten unter den Tisch. Der Banquier aber griff, seiner Ungeschicklichkeit wegen sich eifrig entschuldigend, nach einem der Lichter an der Ecke des Tisches und stieß es in der Eile vom Leuchter. Es fiel gerade auf die falsche Banknote, die sogleich aufflammte. In heiteres Lachen ausbrechend, sagte von Gampenstein:

„Recht so! Alles Unächte muß von den Flammen verzehrt werden! Der Zufall wird zum Gottesurtheil! Denn fort ist es, und nichts blieb übrig, als ein ganz, ganz kleines Aschenhäufchen!“

„Aber bester Freiherr! Was fällt Ihnen denn ein!“ rief der Baron, der jetzt wieder im Besitz seines vollen Spieles war. „Das ist ja ein ganz unverzeihlicher Eingriff in die Hand der strafenden Gerechtigkeit!“

„Sie war gezeichnet“, bemerkte der Minister.

„Es stand ein Name auf der Rückseite!“

„Wahrscheinlich der Name des ersten Empfängers der Note.“

„Durch dessen Vernehmung sich der Ausgeber des falschen Papieres hätte ermitteln lassen! . . . Ich glaubte endlich, dem längst ersehnten Ziele nahe zu sein, da müssen Sie . . .“

„Ich bedaure unendlich“, fiel der Freiherr dem Polizei-Director in's Wort, „daß meine strafwürdige Ungeschicklichkeit so rasch hinter einander zwei Mal so arge Verstöße veranlaßt hat! Leider kann ich nichts thun, als abermals

um Entschuldigung bitten! . . . Ich hoffe, Sie werden mich nicht entgelten lassen, was nur Fügung des Zufalls war. Uebrigens ist das Unglück ja nicht so gar groß. Verlassen Sie sich darauf, daß ich mich anstrengen werde, Ihnen noch einmal das Vergnügen zu machen, an der Betrachtung einer falschen Banknote sich zu laben. Stände es in meiner Macht, ich würde auf der Stelle in allen Wechselläden Nachfrage halten, um den verloren gegangenen Deserteur durch einen frisch ergriffenen Stellvertreter wieder zu ersetzen, damit die Gerechtigkeit ja nicht zu kurz dabei kommt!"

„Sie sind ungemein gütig, mein werther Freiherr", erwiderte Baron von Rauenhorst mit verbindlichem Lächeln. „An falschen Noten ist der Gerechtigkeit wenig gelegen; ihr Streben geht auf Entdeckung und Ergreifung des Verfertigers derselben. Uebrigens kann ich Sie beruhigen. Seit heute Morgen glaubt man diesem scharfsinnigen Falschmünzer wirklich auf der Spur zu sein."

„Ist es möglich!" sprach der Banquier. „Wie hat sich denn das so plötzlich gemacht?"

„Ganz von ungefähr", erwiderte der Polizei-Director. „Doch davon spricht man besser nicht. Eine Polizei, die nicht schweigen kann, wenn Schweigen Gold ist, und der die Zunge versagt, wo der Silberklang der Rede sie mehr entzücken muß, als Sphärenmusik, verdient hinter Schloß und Riegel gebracht zu werden. Darum, mein werther Freiherr, muß ich Sie mit den betreffendem Wort des Dichters vertrösten:

„Ist es gethan, wird's auch zur Sprache kommen!"

Freiherr von Gampenstein nahm diese ablehnende Antwort des Barons mit all der weltmännischen Höflichkeit hin, die ihm stets zu Gebote stand. Er spielte scherzend, von Witz übersprudelnd, weiter, unterhielt dadurch seine Gäste und strich schließlich den letzten Gewinn ein.

„Das war die Strafe für Ihr Schweigen", sagte er bedeutungsvoll zu dem Baron von Rauenhorst. „Weil Sie schweigend dachten, haben Sie verloren. Ich war unbefangen und der Unbefangene ist stets der Glücklichere."

Das Spiel war beendigt. Man stand auf.

„Sie besitzen ein beneidenswerthes Selbstvertrauen", meinte der Baron.

„Zu meinem eigenen Glück", versetzte Wenzel von Gampenstein. „Was hätte ich anfangen sollen ohne diese mir vom gnädigen Himmel verliehene Gabe? Ein Bettler wär' ich geworden oder —"

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" ließ sich plötzlich eine laute, ängstliche Frauenstimme vernehmen, und gleichzeitig machte sich im Salon, wo die jüngeren Gäste des Banquiers ihre Räthselaufführungen ebenfalls beendigt hatten, eine große Verstörung bemerkbar. Alles drängte und wogte durch einander, und ein merkwürdig scharfer, beizender Geruch durchzog sämmtliche Gesellschaftszimmer.

Der Hilferuf wiederholte sich, lauter, greller, flehender. Der Banquier gewahrte, daß die Rufende sich in dem Zimmer befinden mußte, wo Juliane krank lag. Heftig erschrocken, ein Unheil ahnend, eilte er dahin. Als er die Thür des Gemaches aufriß, schlug ihm ein erstickender

Qualm entgegen, aus dem geisterbleich, einer Ohnmacht nahe, Olympia, ihre besinnungslose Mutter im Arm haltend, auf ihn zustürzte.

8.

Verdächtige Zeichen.

Die Gefahr eines Brandes, den man allgemein fürchtete, ward rasch beseitigt. In dem Schlafzimmer Juliane's von Gampenstein waren, wie sich bald ergab, wahrscheinlich durch ein unglückliches Ungefähr, eine Menge Briefschaften und Papiere in Brand gerathen. Die einsame, düstere Frau mochte darüber heftig erschrocken sein und Maßregeln ergriffen haben, welche die aufschlagende Flamme eher nährten, als erstickten. In der Angst hatte sie dann den Secretair mit den brennenden Papieren geschlossen. Dadurch ward dem Feuer allerdings das Umsichgreifen nach Außen verwehrt, im Innern des Secretairs brannte es aber fort, und die eingeschlossenene Flamme entwickelte nun jenen starken, beizenden Rauch, der sich nach den Gesellschaftszimmern fortpflanzte, während die kränkelnde Frau in ihrer Rathlosigkeit, vom Rauche betäubt, neben dem Divan zusammensank.

Olympia, schon längst um ihre Mutter besorgt, vergaß bei allen Pflichten, die ihr als Stellvertreterin der Frau vom Hause oblagen, doch nicht, von Zeit zu Zeit nach der

einsamen Kranken zu sehen. Ihr Geist war überhaupt viel bei Juliane, und die Heiterkeit und Unbefangenheit, welche sie zur Schau trug, nur Maske. Auch die junge Gräfin drückte manche heimliche Sorge, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfuhr. In Gegenwart Anderer war sie stets heiter, das ganze Ebenbild ihres Vaters, allein jeglichem Beobachter fern, konnte auch Olympia seufzen, und ihre glanzvollen Augen zeigten sich dann häufig trüb verschleiert.

Es war ein Glück, daß die junge Gräfin im rauschenden Freudenlärm der Gesellschaft, dem sie mehr als Zuschauerin denn als Theilnehmerin beiwohnte, der Mutter nicht vergaß. Die immer wache Sorge um die Leidende machte sie zuerst aufmerksam auf den sich verbreitenden seltsamen Geruch, und so entdeckte sie die Gefahr, ehe sie zum unabwendbaren Unglück sich vergrößerte.

Dieser Zwischenfall ward Ursache, daß die Gesellschaft sich früher trennte, als es sonst geschehen sein würde. Man konnte die Kranke nicht ohne ärzliche Hilfe und aufmerksame Pflege lassen. Letztere übernahm sogleich Gräfin Olympia, die überhaupt eine große Zärtlichkeit für ihre Mutter an den Tag legte. Freiherr von Gampenstein aber ließ es sich angelegen sein, jedem Unberufenen den Eintritt in das Zimmer, wo der Brand entstanden und glücklicherweise auch bald wieder gelöscht worden war, zu verwehren. Einem Manne nur konnte und durfte er aus Rücksicht und Höflichkeit nicht wehren, einen Blick in das Gemach zu werfen. Dieser Mann war der Baron von Rauenhorst. Der Gesichtsausdruck des Polizei-Direc-

tors mochte dem Banquier bei dieser Inspicirung nicht gefallen, denn er ließ sich zu der Aeußerung herbei, zu welcher eigentlich keine Veranlassung vorhanden war:

„Glauben Sie mir, mein werther Herr Baron, es ist nichts als ein unglücklicher Zufall an diesem Malheur schuld. Mit Absicht hat hier nichts verbrannt werden sollen.“

Dabei war der Freiherr eifrig beschäftigt, eine Menge halbverkohlter Blätter, mit denen der Fußboden überstreut war, schnell zusammen zu raffen und in ein unversehrt gebliebenes Fach des Secretairs zu verschließen. Die Hast, mit welcher dies geschah, schien Aengstlichkeit zu verrathen, und diese Aengstlichkeit entging wiederum nicht dem scharfen Auge des Barons. Uebrigens begnügte sich der Polizei-Director mit einer nur oberflächlichen Besichtigung der Localität, wo das seltsame Ereigniß sich zugetragen hatte. Er entfernte sich nach wenigen Augenblicken wieder. Dabei bemerkte er ein paar angebrannte Stücke Papier, die vom raschen Hin- und Hergehen in's Nebenzimmer geflattert waren. Er bückte sich und nahm sie an sich, ohne sie näher zu besichtigen. Bald darauf verließ der Baron, von vielen Andern begleitet, das Hotel des reichen Banquiers.

Es vergingen nun wieder Tage, ohne daß des unglücklichen Vorfalles anders als nur beiläufig gedacht ward. Juliane erholte sich in auffallend kurzer Zeit, und schien jetzt zur Verwunderung Vieler, plötzlich wohler, als seit lange. Es hatte fast den Anschein, als habe der Schreck wohlthätig auf ihr Nervensystem gewirkt. Sie verließ in Begleitung Olympia's die Residenz und bezog in der Villa

die für sie hergerichteten Zimmer, wo sie völlig ungestört der Erholung leben konnte.

Diese Veränderung zum Bessern im Befinden seiner Gattin gab auch dem Freiherrn von Gampenstein die ganze Elasticität und Klarheit seines Geistes wieder. Der stattgehabte Unfall berührte ihn nicht weiter. Er widmete sich mit altgewohnter Energie seiner geschäftlichen Thätigkeit, und begann jetzt wieder seinen Pavillon zu besuchen. Selten verging ein Tag, wo er nicht in demselben verweilte. Am liebsten brachte er die Abendstunden daselbst zu. Je nach seinem Belieben übernachtete er dann entweder auf der Villa oder er fuhr nach Sonnenuntergang zurück in die Residenz, wie er das auch früher gethan hatte.

Etwa acht Tage nach dem erstmaligen Besuche Gampenstein's im Pavillon erhielt der Minister von Crossenhofen ein Billet des Polizei-Directors, worin die serseinen Verwandten um die Ehre einer Unterredung bat, und ihm zu diesem Behufe eine gemeinsame Spazierfahrt vorschlug. Der Minister ging auf diesen Vorschlag ein, und zu einer von Letzterem bestimmten Stunde holte die Equipage des Barons den Grafen von Crossenhofen aus dessen Hotel ab.

„In vergangener Nacht", begann Baron von Rauenhorst unterwegs die Unterhaltung, „habe ich einer interessanten Beobachtung beigewohnt. Sie kennen meine Vorkehrungen, die ich in Folge der Vernehmung des Mühlenbesitzers zu treffen für angemessen hielt. Die Vorkehrungen nun scheinen zu einem Resultate führen zu wollen."

„In welcher Weise?" fragte der Graf erwartungsvoll.

„Das von dem Besitzer des Mühlenwerkes beschriebene Geräusch hat sich wieder hören lassen.“

„Waren Sie selbst Zeuge?“

„Länger als eine volle Stunde.“

„Wofür halten Sie es?“

„Ich bin zu wenig Techniker, Excellenz, um ein bestimmtes Urtheil fällen zu können, doch trage ich die Ueberzeugung in mir, daß es von Arbeiten herrührt, die man unter der Erde vornimmt.“

„Waren Sie allein oder in Begleitung Anderer?“

„Außer zwei Actuarien und einem Officianten leistete mir auch der Besitzer des Mühlenwerkes Gesellschaft.“

„Woher schien das sonderbare Geräusch zu kommen?“

„Wenn der Schall in der Tiefe sich nicht in ganz eigenthümlicher Weise bricht und fortpflanzt, so ist die Entstehungsursache nur unter dem Pavillon des Freiherrn von Gampenstein zu suchen.“

Der Minister blickte ruhig aus dem Fenster des rasch fortrollenden Wagens in die Ferne. Man bemerkte nicht die leiseste Erregung in seinen Zügen. Nach einer Weile warf er die Frage hin:

„Was gedenken Sie nach dieser Beobachtung zu thun?“

„Vorerst werde ich dieselbe fortsetzen,“ erwiderte der Baron, „doch wünschte ich, daß auch Sie, Excellenz, sich entschlössen, mich einmal dabei zu begleiten. Später werde ich nicht umhin können, Nachforschungen anzustellen.“

„Im Pavillon?“

„Im und um diesen geheimnißvollen Pavillon, vielleicht auch unter demselben und —“

„Sie zaudern?“

„In Park und Villa,“ setzte der Baron leiser hinzu.

„Das heißt,“ sagte der Graf von Crossenhofen, „Ihre Pflicht zwingt Sie, in dem Besitzthume meines eigenen Sohnes, des Kammerherrn, Haussuchung zu halten.“

„Prosaisch gesprochen würde das, was ich zu thun habe, allerdings diesen ganz vulgären Namen führen.“

Der Graf ergriff die Hand des Polizei-Directors. Er fühlte, daß sie kalt war, während seine eigene zitterte.

„Lieber Baron,“ sprach er, „von Ihrer Pflichterfüllung darf ich Sie nicht zurückhalten und sollte mein Herz dabei brechen. Aber Rücksichten auf mich, meine Familie, meine Stellung werden Sie nehmen. Sie müssen eine Form finden, die nicht verletzt, die keinen Anstoß erregt. Wäre diese Form nicht zu finden, so müßte ich mein Portefeuille in die Hände des Landesherrn zurückgeben.“

„Eine solche Form wird gefunden werden“, erwiderte beruhigend der Polizei-Director. „Täuschungen sind so leicht und kommen gerade da am häufigsten vor, wo gewisse Indicien —“

„Indicien!“ rief der Minister und flocht schmerzbewegt die Hände ineinander. „Indicien! . . . Im Hause meines eigenen Sohnes! . . . . Ich unglücklicher Vater! . . .“

„Excellenz verzeihen, daß ich mich dieses Wortes bediene! . . . Der Veranlassungen, um von Indicien zu

sprechen, liegen verschiedene vor. Einige davon sind Ihnen bekannt."

„Nicht alle?"

„Noch nicht, Excellenz, und ich muß um die Vergünstigung bitten, dieselben zur Zeit noch auch vor Ihnen, Herr Graf, geheim halten zu dürfen."

„Mein armer, armer Sohn!" rief tief bewegt der alternde Minister. „Wenn es wahr wäre . . . . wenn Ihr Verdacht sich bestätigte! Ich überlebte nicht die Schande, der Schwiegervater . . —"

„Keine Uebertreibung, Excellenz!" fiel der Baron dem Grafen in's Wort. „Noch kann Alles auf Täuschung beruhen! Aber es muß hell und klar werden, und eben deshalb sind vorsichtig eingeleitete, aber strenge Nachforschungen unerläßlich. Lassen Sie es meine Sorge sein, diese so anzuordnen, daß Niemand, am allerwenigsten die Personen, welche Ihnen so theuer sind und Ihrem Herzen am nächsten stehen, die geringste Belästigung davon haben werden. Die Form eines freundschaftlichen Besuches, an den sich ein berathendes Gespräch, verbunden mit einigen Fragen, knüpft, heben die Gehässigkeit einer Haussuchung und eines förmlichen Verhöres vollkommen auf."

Graf von Crossenhofen sah die Nothwendigkeit eines solchen Vorgehens ein und besprach, schnell sich fassend, umständlich die etwa zu nehmenden Maßregeln mit Baron von Rauenhorst. Nachdem beide Männer sich vollkommen geeinigt hatten, ward schon die nächste Nacht zu einer abermaligen Beobachtung festgesetzt, falls der Freiherr von Gam-

penstein am Nachmittag zuvor den Pavillon besuchen sollte. Als ein besonders auffallendes Zeichen war nämlich von den verborgenen Wächtern die Bemerkung gemacht worden, daß jenes merkwürdige unterirdische Geräusch sich nur nach jedesmaligem Besuche des Freiherrn im Pavillon hören ließ.

Die Nacht war still und sehr trüb. Der Mond schien nicht und den Himmel bedeckten dunkle, schwere Regenwolken. Dem Polizei-Director ward eine Stunde nach Sonnenuntergang die Meldung gemacht, daß Freiherr von Gampenstein den seiner harrenden Wagen zurückgeschickt habe und die Nacht auf der Villa zubringen werde. So ging denn Alles nach Wunsch. Baron von Rauenhorst hoffte schnell zum Ziele zu kommen und, wenn seine Vermuthungen nicht eben den schlimmsten Täuschungen entsprangen, mit Einem Schlage die Urheber schwerer Verbrechen nicht blos in seine Gewalt zu bekommen, sondern auch vollständig zu überführen.

Als Sammelplatz der vornehmen Beobachter hatte Baron von Rauenhorst das Mühlenwerk gewählt. Hier war man dem Schauplatze eines dunkeln Verbrechens und räthselhafter nächtlicher Werkthätigkeit nahe. Gerade vor lag der Pavillon, dessen weiß schimmernde Wände sich gegen den schwarz umzogenen Himmel scharf abhoben. Die Fenster desselben waren, wie immer, geschlossen, und kein Lichtgeflimmer blitzte aus irgend einer Spalte verrätherisch in die Nacht.

Die Harrenden fanden in dem Besitzer des Mühlenwerkes, der so hartnäckig den Gedanken einer Veräußerung

desselben von sich wies, einen zuvorkommenden Wirth. Der trotzige Mann gedachte mit keinem Worte der ihm wohlbekannten Veranlassung des so späten Besuches. Er sprach von ganz anderen Dingen und führte seine Gäste in dem Hause, das er mit gutem Rechte sein Eigenthum nannte, herum. Kurz vor Mitternacht erst erschien einer der verborgenen Officianten und meldete dem Chef der Polizei, daß sich seit einer guten Viertelstunde das unerklärte Geräusch wieder vernehmen lasse.

In drei Fenstern der Villa schimmerte noch Licht durch die halbgeschlossenen Jalousien, als die Herren die Sägemühle verließen, um, geführt von dem Officianten, dem Parke und namentlich dem Pavillon sich zu nähern.

Die Pforte in der Mauer war geschlossen. Von den verborgenen Wächtern hatte keiner sie öffnen sehen; es konnte mithin von dieser Seite Niemand den Park oder Pavillon betreten haben. Und doch ließ sich, Allen deutlich vernehmbar, ein dumpfes, immer gleich starkes und nur auf kurze Momente schweigendes Geräusch hören, das offenbar irgendwo in der Nähe des Pavillons seinen Ursprung haben mußte. Es verlor sich, wenn die Lauschenden sich bis auf fünfzig Schritte von der Einfassungsmauer des Parkes entfernten, gleichviel, nach welcher Seite hin. Am deutlichsten hörte man es dicht an der Mauer und in der Nähe der Pforte. Auch machten sämmtliche Anwesende gleichzeitig die Beobachtung, daß es nicht von Unten aus der Erde kam, sondern fast parallel mit ihnen gerade vom Pavillon her tönte. Das Geräusch war weder sehr stark, noch für einen oberflächlichen

Beobachter besonders auffällig. Es ähnelte einem Rascheln, wie es wohl durch behutsames Reiben hervorgebracht wird. Hätte sich nebenbei noch ein Schwirren vernehmen lassen, so würde man haben glauben können, es rühre von dem gleichmäßigen Umschwingen eines Schleifrades her.

Mit großer Vorsicht wurde von dem Polizei-Director und seinen Begleitern die begonnene Untersuchung lange Zeit fortgesetzt, ohne daß ein Resultat erzielt ward. Gegen Mitternacht endlich entschloß man sich, stark an die Gartenpforte zu klopfen. Sogleich hörte das schwer zu erklärende momentane Geräusch auf. Obgleich die Beobachtenden noch weit über eine Stunde warteten und weder den Park noch den Pavillon aus den Augen ließen, wurde doch von Niemand etwas Verdächtiges bemerkt. Die Lichter in der Villa brannten bis gegen zwei Uhr Morgens; dann gewahrte man, daß sie ausgelöscht wurden. Park und Villa hatte während dieser ganzen Zeit Niemand weder betreten noch verlassen.

Auf dem Rückwege nach der Residenz führten der Graf von Crossenhofen und Baron von Rauenhorst abermals ein langes Gespräch, um sich über die Maßregeln zu einigen, welche zur Ermittelung eines, wie jetzt Beide glaubten, düstern Geheimnisses angewendet werden sollten, ohne daß irgend Jemand etwas davon erführe. Der Minister stimmte den Vorschlägen des besonnenen, aber zu energischen Schritten fest entschlossenen Poltzeichefs bei, und sagte ihm nöthigenfalls auch seine Unterstützung zu.

Es wurde nun zuvörderst eine umfassende Ueberwachung aller im Geschäft des reichen Banquiers thätigen Personen

angeordnet, die eben so gut dem Freiherrn von Gampenstein wie dem jüngsten Laufburschen des vielbesuchten Hauses galten. Außerdem ward die Beobachtung der Villa mit Park und Pavillon keine Sekunde unterbrochen. Alle diese Vorkehrungen führten jedoch nicht zum Ziele. Nach Verlauf einiger Tage begann das seltsame unterirdische Geräusch von Neuem. Diesmal störten es die Lauscher nicht. Sie warteten ruhig, bis es von selbst aufhörte. Es dauerte bis fast zur dritten Morgenstunde. Aber auch jetzt konnten die Wächter kein lebendes Wesen entdecken. Park und Pavillon lagen in gewohnter Ruhe. Nur in der Villa blitzte abermals Lichtgeflimmer durch die Ritzen und Spalten der Jalousien, das erst nach dem Aufhören des unerklärlichen Geräusches erlosch. Man nahm deshalb an, es möge dies Geräusch und das Austhun der Lichter in der Villa in irgend einem Zusammenhange mit einander stehen.

Als nun mehrfache Beobachtungen diese Annahme bis zur Gewißheit gesteigert hatten, glaubte Baron von Rauenhorst die Zeit zum Handeln gekommen. Der nächste Abend schon oder vielmehr die nächste Nacht ward zur Ausführung des längst entworfenen Planes bestimmt.

Minister von Crossenhofen weigerte sich entschieden, Zeuge eines Besuches in der Villa des Freiherrn zu sein, die den Charakter einer Haussuchung auch dann noch immer an sich trug, wenn man auch die allermildeste Form dafür gefunden zu haben vermeinte. Baron von Rauenhorst mußte dem tiefbewegten Grafen durch Wort und Handschlag nochmals möglichste Schonung angeloben. Nachricht über

den Erfolg seiner traurigen Mission wünschte der Minister erst dann zu erhalten, wenn dieselbe ein bestimmtes, nicht mehr in Zweifel zu ziehendes Resultat gehabt habe, möge dies nun erfreulicher oder erschreckender Art sein. Mit diesem Versprechen, von dem Baron in die Hand des Ministers abgelegt, verließ Ersterer den Grafen von Crossenhofen in der neunten Abendstunde; Freiherr von Gampenstein, das wußte man, wollte diese Nacht abermals auf der Villa zubringen.

9.

Ertappt.

Gräfin Olympia hatte an diesem Abende ihre ganze Liebenswürdigkeit am Fortepiano entfaltet. Von den neuen Liedern, die sie vortrug, war am meisten ihr Vater entzückt, der die schöne Tochter denn auch für diesen Genuß höchlichst belobte und sie aufforderte, sich etwas von ihm zu erbitten. Olympia fragte, ob sie ihm auch eine ganz heimliche Bitte an's Herz legen dürfe?

„Wie du willst, mein Kind", lautete die Antwort des Freiherrn.

Olympia neigte sich darauf zum Ohre des Vaters und flüsterte diesem etwas zu. Ein leichter Schatten flog über die gedankenvolle Stirn des Freiherrn.

„Gerade jetzt und gleich?" gab er zur Antwort. Lieber wäre es mir, du wartetest noch einige Tage."

Er sah dabei die Tochter mit großen tiefen Augen an, die weit mehr sagten, als die paar kurzen Worte.

„Geht nicht, Papa", erwiderte Olympia mit schalkhaftem Lächeln, „d. h. es geht nicht gut, und deshalb bitt' ich, nimm dein Wort nicht zurück!"

Emil von Crossenhofen, der Zeuge dieser nicht sehr verständlichen Unterhaltung seiner Gattin mit dem Freiherrn war, begann zu lachen und sagte:

„Was mögen das für schreckliche Geheimnisse sein, die nur Vater und Tochter kennen dürfen? Du wirst mir späterhin beichten müssen, Olympia!"

Die Gräfin nickte ihrem Gatten mit bejahendem Blicke zärtlich zu und reichte ihm ihre Hand. Der Kammerherr drückte sie liebkosend an seine Lippen.

„Also ich darf darauf rechnen, Papa?"

„Du wirst das Gewünschte auf deinem Schreibtische vorfinden."

Freiherr von Gampenstein erhob sich.

„Sie bleiben doch bei uns, verehrter Papa?" fragte der junge Graf. „Oder haben Sie sich etwa wieder anders besonnen?"

„Meine Entschlüsse ändern sich nur höchst selten", erwiderte der Freiherr, „mithin bleibe ich diese Nacht bei Euch. Aber ich muß Euch heute etwas früher verlassen, dieses — dieses kleinen Eigensinnes halber", setzte er hinzu, Olympia's Wangen scherzend mit den Fingerspitzen berührend. „Um nämlich ihrem Wunsche als gutmüthiger Vater bereitwillig entgegen zu kommen, muß ich noch sehr

fleißig sein. Ich beurlaube mich deshalb für diesmal von der Abendtafel."

„Das thut mir aufrichtig leid, Papa", sagte Olympia in bedauerndem Tone. „Zu angestrengter Arbeit sollte meine Bitte dich nicht auffordern."

„Schon gut, mein Kind!" erwiderte der Freiherr. „Ich mache dir keine Vorwürfe. Nun aber störe mich nicht und lasse mich meine Pflicht thun . . . Ihr werdet auch ohne mich einen frohen Abend erleben."

Der Banquier verließ seine Kinder, ging auf das in der Villa stets für ihn bereit gehaltene Zimmer, nahm hier eine kleine, schön gestickte Brieftasche, ein Geschenk Olympia's, an sich und legte dies auf den Schreibtisch im Boudoir seiner Tochter. Dann verweilte er noch einige Zeit auf- und niedergehend in seinem eigenen Gemache, bis es völlig Nacht geworden war und die Diener des Hauses in ihrem Zimmer das Nachtessen einnahmen. Hierauf stieg er mit unhörbaren Schritten die Treppe hinauf, öffnete in der Hausflur eine verborgene Thür, deren Vorhandensein für Uneingeweihte schwer zu entdecken war, und verschwand geräuschlos hinter derselben. In dem von ihm selbst bewohnten dreifensterigen Zimmer brannte eine Astrallampe.

Ungefähr um dieselbe Zeit langte Baron von Rauenhorst an der Villa des Banquiers an. Nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde ließ sich das unterirdische Geräusch in unmittelbarer Nähe des Pavillons wieder hören.

Der Polizeichef hatte seine Anordnungen so getroffen, daß Niemand ohne sein Wissen die Villa oder deren Park verlassen konnte. Ein dreifacher Cordon von Wächtern war in weiterer Ferne um die schöne Besitzung gezogen.

Baron von Rauenhorst bestieg jetzt seinen Wagen und fuhr an der Pforte der Villa vor. Kutscher und Bedienter waren verkleidete Diener der Gerechtigkeit.

Das späte Vorfahren einer Equipage überraschte zwar die Bewohner der Villa, berührte aber dieselben durchaus nicht unangenehm. Es waren auch früher schon so späte Besuche eingetroffen. Dennoch stutzte der Bediente, als er in dem späten Ankömmlinge den Baron von Rauenhorst erkannte.

Die raschen, aber sorglos ruhigen Fragen desselben nach dem Kammerherrn und dessen Gattin sowie nach dem freiherrlichen Ehepaare wurden eben so ruhig und zu des Barons Zufriedenheit beantwortet. Hierauf ließ der Baron sich den eigentlichen Bewohnern der Villa, dem Kammerherrn von Crossenhofen nebst Gattin, anmelden.

Die Begrüßung des einflußreichen Vetters war von Seiten des gräflichen Paares, das sich eben zur Abendtafel gesetzt hatte, eine zuvorkommend herzliche.

„Wie kommen wir aber zur Ehre eines so unerwartet späten Besuches, lieber Baron?“ sagte der Kammerherr, als der Polizeichef der Einladung Emils von Crossenhofen gefolgt war und Platz an der Tafel genommen hatte. „Ich will nicht hoffen, daß geschäftliche Angelegenheiten Sie so lange in Anspruch genommen haben?“

„Es wäre doch möglich", erwiderte der Baron. „Eine amtliche Stellung, wie sie mir zu Theil geworden ist, hat ihre sehr dunkle Kehrseite. Man wird, gibt es viel Arbeit, fast nur von recht unangenehmen Vorkommnissen in Athem erhalten. Aber wo ist denn Ihr Schwiegervater?"

„Beschäftigt, lieber Baron, beschäftigt, wie Sie", fiel Olympia mit ihrem verführerischten Lächeln ein. „Es geht dem guten Papa wenig besser als Ihnen."

„Also doch zu Hause, d. h. hier in diesem reizenden Aufenthaltsorte?"

„Dringende Arbeiten halten ihn fest auf seinem Zimmer", sagte der Kammerherr.

„Da stört man wohl gar, wenn man den Wunsch einer kurzen Unterredung äußert?"

„Nicht doch, lieber Baron. So sehr genau kommt es dem Herrn Schwiegerpapa auf eine halbe Stunde Zeit nicht an. Auch sind es nur Privatgeschäfte, die er hier besorgt."

„In diesem Falle möchte ich wirklich bitten, mich dem Freiherrn zu melden", sagte der Baron pressirt. „Ich habe ihm nur ein paar Fragen vorzulegen, an deren Beantwortung mir unendlich viel gelegen ist. Die Sache drängt, und Sie wissen, wir sind genöthigt, uns unangenehm zu machen, wenn wir derartige amtliche Fragen nicht so nebenher, eben blos gesprächsweise an Leute von Distinction richten können."

„Dann wird es am besten sein, ich führe Sie persönlich zum Freiherrn."

„Sie verpflichten mich durch Ihr bereitwilliges Entgegenkommen zu aufrichtigstem Dank.“

„Wäre es nicht doch besser ... ich meldete den Herrn Baron zuvor an?“ fiel jetzt Olympia ein, die von dem Besuche desselben nicht besonders erbaut zu sein schien. „Papa läßt sich nicht gern überraschen.“

„Von einem Freunde, einem Verwandten? ... Bitte, lassen wir die Förmlichkeiten, mit denen leider zu oft die kostbarste Zeit verdorben wird! Auf dem Lande zumal, in ungekünstelter, frischer Natur, sollten wir uns doch möglichst der hemmenden Fesseln jeder gesellschaftlichen Etiquette zu entledigen suchen! Also, meine Gnädigste, mit Permission ohne vorangegangene Meldung zum Freiherrn!“

Der Kammerherr lächelte seiner Gattin, die nachdenklich vor sich hin sah, freundlich zu, ergriff einen der silbernen Armleuchter und trat mit dem Baron auf den Corridor.

„Ist Ihre Frau Gemahlin unwohl?“ fragte er draußen den Grafen. „Ihr Aussehen fällt mir auf; sie kam mir jetzt eben seltsam blaß vor“

„Daß ich nicht wüßte“, erwiderte Emil von Crossenhofen. „Etwas nervös reizbar mag sie wohl sein. Bei jungen Frauen fällt dies nicht auf.“

Der Graf schritt den ziemlich langen Corridor hinab. Der Baron folgte ihm auf dem Fuße. Er klopfte, ohne Antwort zu erhalten, öffnete aber auch eben so schnell. Das Zimmer des Freiherrn war leer. Die Astrallampe

stand auf einem runden Tische, mitten im Zimmer. Die Thür zum Schlafgemache des Banquiers war geöffnet, das hier aufgeschlagene Bett unberührt.

Graf Emil von Crossenhofen sah sich mit unverholenem Erstaunen rund um im Zimmer und suchte den Freiherrn mit den Blicken.

„Das ist aber doch merkwürdig“, sprach er dann, den Leuchter auf den Arbeitstisch seines Schwiegervaters stellend. „Vor kaum zwanzig Minuten verabschiedete er sich von uns mit dem Bemerken, daß dringende Geschäfte ihn abhielten, uns länger Gesellschaft zu leisten, und nun weilt er gar nicht hier! Ich hab' ihn doch nicht gehen hören! . . . Aber da fällt mir ein, er wollte meiner Frau einen geäußerten Wunsch erfüllen! . . . Kommen Sie, Baron! Wenn wir ihm nicht begegnen, so treffen wir ihn doch gewiß im Boudoir Olympia's.“

Baron von Rauenhorst folgte der Einladung des Kammerherrn. Das Boudoir der jungen Gräfin befand sich auf demselben Corridor, nur daß sich die Fenster desselben nach einer andern Seite öffneten, da es die Ecke der Villa bildete. Allein auch dies Zimmer war leer und dunkel dazu. Beim Eintritt bemerkte der Baron auf dem Schreibtische Olympia's eine zierlich gestickte Brieftasche, auf welcher die eingewobenen Stahlperlen im Lichte blitzten. Da der Baron das Staunen des Kammerherrn gewahrte, sagte er leichthin: „Der Baron wird doch nicht ohne Ihr Wissen nach der Residenz zurückgekehrt sein? Es wäre mir das äußerst fatal.“

„Gewiß nicht, liebster Baron!“ erwiderte der Graf. „Ohne uns wiederholt Adieu zu sagen, verläßt der gute Schwiegerpapa die Villa niemals! Eher glaube ich —“

„Was!“

„Daß er von der milden Juninacht gelockt, noch einen Gang durch den Garten gemacht hat. Haben Sie die Güte, einstweilen hier zu weilen. Ich lasse ihn sofort rufen.“

„Auf keinen Fall, Graf!“ fiel der Baron ein, wie spielend die Brieftasche ergreifend und sie auf- und zuklappend. „Alles Rufen ist gegen meine Absicht. Ich ziehe es vor, Sie auch dahin zu begleiten. Ohnehin kenne ich den Park nur sehr oberflächlich, die Stelle ausgenommen, Sie wissen . . .“

Eine abwehrende Handbewegung des Kammerherrn sprach die Bitte aus, diese betrübende Veranlassung seines Besuches im Park nicht weiter zu erwähnen.

In seinem Blick lag die Genehmigung des eben vernommenen Wunsches.

„Ah!“ rief der Baron, „das sind Ueberraschungen, die man sich gern gefallen läßt! Damit kann freilich nur ein Banquier dienen!“

Der Kammerherr runzelte die Stirn.

„Ist schon wieder Geld darin?“ sprach er, unangenehm von dieser Entdeckung berührt, indem er die Hand nach dem Täschchen ausstreckte, das Baron von Rauenhorst bereits wieder auf den Schreibtisch gelegt hatte.

„Tausend Gulden!“ rief er dann aus und schüttelte den Kopf. „Wozu sie das wohl gebrauchen will!“

„Zum Ausgeben, Freund, zum Ausgeben!“ versetzte der Baron lächelnd. „Junge, schöne Frauen können immer Geld gebrauchen, um sich ihren Gatten zu Liebe stets anmuthig und geschmackvoll zu kleiden. Danken Sie Gott, Graf, daß Sie eine solche Goldprinzessin erobert haben! In unserm materiellen Zeitalter, wo nur das Solide sich Achtung erwirbt, ist Geld ein Hauptfaktor zu heiterem und glücklichem Leben. Darum streben so Viele nach reichem Gewinn, und darum verfallen kluge Köpfe und geschickte Hände auf verbrecherische Gedanken. Alle Welt spricht gegenwärtig von Geldmachen, nur fassen den Begriff, der in diesem Worte liegt, nicht alle in gleicher Weise auf, wir hätten sonst nicht so viele unächte Banknoten.“

„Wohl wahr, lieber Baron“, erwiderte der Kammerherr zerstreut. „Tausend Gulden? ... Ich konnte es dem Freiherrn ansehen, daß ihm die Bitte nicht zu gelegener Zeit kam, aber Olympia versteht es, mit Worten und Blicken zu schmeicheln. Lachen aber müßte ich doch, wenn ...“

„Worüber würden Sie lachen?“

„Wenn mein lieber Schwiegerpapa auch einmal das Unglück gehabt hätte, getäuscht zu werden!“

„Von seiner eigenen Tochter?“

„Nein, nein, Baron! Von dem, der ihm diese tausend Gulden in Gestalt von zwei Zetteln überreichte!“

„Ein Wunsch, den ich nicht theilen möchte", sagte der Polizeichef in ernsterem Tone. „Dem guten Freiherrn könnten aus einer solchen Täuschung Unannehmlichkeiten mancherlei Art erwachsen."

„Wie das?"

„Weil er nachweisen müßte, von wem er die Zettel empfangen hat."

„Ein solches Verlangen läßt sich an Privatleute, nicht an einen Banquier stellen, durch dessen Hände täglich viele Tausende gehen."

„Es mag eine gewisse Härte in einer derartigen Maßregel liegen", erwiderte der Polizeichef, „dennoch hat sich die Regierung seit heute erst entschlossen, doch dazu zu greifen. Die Sachlage gebietet es, und gerade diese Sachlage ist es, die mich zu so ungewohnter Stunde hieherführt, um den Freiherrn zu sprechen und . . . zu consultiren."

Der Kammerherr blickte den Baron mit ungläubigem Auge an, da er aber den Ausdruck tiefen Ernstes in dessen Zügen gewahrte, schwieg er, ergriff von Neuem den Armleuchter und schritt an der Seite des späten Gastes die breite Treppe zum Vorplatz hinab.

Hier vernahmen sie im nahe liegenden Bedientenzimmer fröhliches Lachen, das indeß Beide nicht weiter beachteten. Graf Emil von Crossenhofen stellte den Armleuchter mit den Lichtern auf einen an der Wand befindlichen kleinen Marmortisch, öffnete die in den Park führende, von Innen nur verriegelte Thür, und trat mit seinem Begleiter in's Freie. Es war ganz windstill und

ziemlich hell. Man konnte die breiten Sandwege bequem überschauen. Von der nahen Brettmühle her vernahm man das Rauschen des Baches und das einförmige, rasche Auf- und Niedergehen der in Bewegung gesetzten Sägen.

„Lassen Sie uns den kürzesten Weg nach dem Pavillon einschlagen", sprach der Kammerherr, rasch neben dem schweigenden Baron fortgehend. „Wenn mein Schwiegervater überhaupt noch einmal die Villa verlassen hat, befindet er sich gewiß im Pavillon, für den er ohnehin eine gewissermaßen zärtlich zu nennende Vorliebe besitzt."

Dem Baron konnte dieser Vorschlag nur erwünscht sein. Bald lag der Pavillon vor ihnen und behend erstiegen sie den kleinen künstlichen Hügel, der ihn trug.

Der Kammerher langte zuerst oben an, ergriff den Schloßwirbel und drehte daran. Er gab nach, die Thür ließ sich öffnen.

„Also doch!" sagte er überrascht. „Ich hätte dies nicht vermuthet. Aber es ist ja stockfinster hier."

Der Baron stand schon neben ihm.

„Still!" rief dieser jetzt dem Kammerherrn zu. „Hörten Sie nichts?"

Graf Emil von Crossenhofen hielt den Athem an sich und horchte gespannt auf. Ein seltsames Geräusch war allerdings zu vernehmen.

„Was kann das sein", sprach er. „Es kommt wohl von drüben, aus der Sägemühle."

„Mich dünkt vielmehr, es steigt von unten herauf",

versetzte der Baron, „Befindet sich vielleicht unter diesem Gemache noch eine Art Erdgeschoß?“

„Ich habe nie davon gehört!“

„Aber dies Rascheln und Reiben oder wie man es nennen soll, schallt doch von unten herauf“, fuhr der Baron fort. „Ist der Freiherr etwa ein Freund von Drechslerarbeit? Ich babe mir sagen lassen, daß viele geistreiche Leute zur Erholung sich in dieser Kunst üben, und daß Mancher es zu einer bedeutenden Fertigkeit darin brachte.“

„Das glaub ich nicht“, erwiderte der Kammerherr, sein Ohr an jeden Fensterladen, an den Tisch, endlich sogar niederknieend an den Fußboden legend. „Dennoch haben Sie Recht, Herr Baron, das Geräusch, dessen Entstehung ich mir durchaus nicht zu erklären weiß, hat seinen Ursprung gerade unter uns.“

„Dann müssen sich im Schooße des künstlichen Hügels doch bewohnbare Räume befinden“, meinte Baron von Rauenhorst. „Schon früher habe ich diese Behauptung aufstellen hören, wollte jedoch nicht daran glauben. Der Freiherr muß aber doch Kenntniß davon haben.“

„Sollten arbeitende Thiere nicht im Stande sein, ein derartiges Geräusch hervorzubringen?“ warf der Kammerherr ein.

„Versuchen wir, ob sich die Urheber desselben stören lassen“, erwiderte der Polizeichef. „Hier, dieser Briefbeschwerer, den ich tappend zufällig ergriffen habe, muß heftig poltern, wenn man ihn fallen läßt. Ich wage es,

und falls es darauf still wird, ziehen wir uns aus diesem Raume zurück in's Freie, drücken die Thür zu und halten Wache. Wer weiß, ob wir nicht insgeheim schaffenden Dieben oder sonstigen Uebelthätern auf diese Weise zufällig auf die Spur kommen."

„Thun Sie es!" sagte der Kammerherr. „Ich selbst bin begierig, ob und wie sich dies unvermuthet an uns herantretende Abenteuer endigen wird."

Der Baron warf dem Briefbeschwerer kräftig zu Boden; ein hohles Dröhnen ward vernommen, das frühere Geräusch aber verstummte auf der Stelle.

„Die Störung wirkt", sprach er, „den Kammerherrn behutsam mit sich fortziehend. „Hier unten giebt es etwas Lebendiges; es fragt sich nun, ob es auch neugierig genug ist, um den unberufenen Störern nachzuspüren."

Das Geräusch ließ sich nicht wieder hören. Ringsum herrschte die vollständigste Ruhe. Nach Verlauf aber von kaum zwei Minuten war es, als rege sich etwas im Innern des Pavillons. Beide, der Baron wie der Kammerherr standen unbeweglich, ihre Augen fest auf die Thür gerichtet. Jetzt drehte sich diese in ihren Angeln und ein bleiches Gesicht legte sich fest an den etwa handbreiten Spalt.

Der Kammerherr erkannte die Züge seines Schwiegervaters!

In diesem Augenblicke faßte der Baron rasch entschlossen den Griff der Thür und drückte sie gewaltsam zurück, indem er scherzend die Worte rief:

„Aber ums Himmels willen, bester Freiherr, was fällt Ihnen denn ein, daß Sie in dieser Finsterniß Verstecken mit uns spielen? Ich und der Herr Graf, wir Beide suchen Sie nun schon über eine Viertelstunde, erst in ihrem eigenen Zimmer, dann im Boudoir der Gräfin, zuletzt im Garten und hier in Ihrem heimlichen Buen retiro, ohne eine Spur von Ihnen entdecken zu können. Endlich hören wir seltsame Töne, als ob unheimliche Wesen summend noch unheimlichere Gespräche mit einander hielten. Wir vermuthen Diebe, ziehen uns zurück, haben dabei das Unglück, irgend einen Gegenstand in der Finsterniß zu Boden zu werfen, und diesem Zufall, den wir schon bedauerten, verdanken wir schließlich das Glück, Sie doch noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Wie lieb mir das ist, bester Freiherr, davon haben Sie gar keine Ahnung! Ich glaubte schon Zeit, Mühe und Ruhe umsonst geopfert zu haben. Jetzt bin ich völlig beruhigt. Nun aber lassen Sie mich nicht länger warten! Ich habe in der That große Eile. Bitte, folgen Sie uns in die Villa, in Ihr Zimmer. Wenige Minuten genügen zur Beantwortung der Fragen, die ich in höchst dringlicher und wichtiger Angelegenheit an Sie richten muß.“

Der überraschte Freiherr hatte noch kein Wort gesprochen. Der Schweiß rann ihm stromweis von Stirn und Wangen und ein kurzes, keuchendes Athmen entrang sich röchelnd seiner Brust. Der Kammerherr gewahrte, daß die Hände des Banquiers zitterten, und mit Staunen bemerkte er zugleich, daß er einen leinenen Arbeitskittel mit

Schurzfell trug. Er wußte sich begreiflicher Weise diese sonderbare Vermummung durchaus nicht zu erklären.

Da Freiherr von Gampenstein noch immer schwieg, nahm Baron von Rauenhorst abermals das Wort.

„Ach, sieh da, sieh da!" rief er aus, die Tracht des Freiherrn musternd. „Sind Sie heimlich Maurer geworden? . . . Nun ist das Räthsel ja gelöst! Also Sie mauern da unten in der Tiefe! . . . Führen Sie vielleicht ein Mausoleum auf? . . . Darum hielten Sie auch so zurück mit den Geheimnissen dieses Bergbaues! . . . Das ist kostbar, lieber Gampenstein! Jetzt aber sollen Sie mir nicht wieder ein X für ein U machen! Morgen schon, aber am hellen Tage, sollen Sie mich in eigener Person in den unterirdischen Raum dieses geheimnißvollen Pavillons geleiten! Ganz gewiß, Freiherr von Gampenstein! Ich kehre mich weder an Entschuldigungen, noch Vorstellungen, noch Bitten! Sie haben mich täuschen wollen, und dafür müssen Sie bestraft werden! . . . Aber nun geschwind zurück in die Villa! Die Zeit verstreicht und ehe die neue Gnadensonne über die Welt aufgeht, habe ich noch sehr, sehr viel zu schaffen, aufzuzeichnen, zu berichten."

Jetzt erst vermochte der Freiherr die Worte zu stammeln:

„Gestatten Sie nur, daß ich ablege und . . . noch . . . etwas bei Seite stelle . . ."

„Keine Secunde, bester Herr von Gampenstein!" rief der Polizeichef. „Lassen Sie in Gottes Namen Alles stehen und liegen, wie Sie es verlassen haben, als der

polternde Donnerton Sie in Ihren interessanten Arbeiten unterbrach. Das Aufräumen mögen Sie morgen am Tage besorgen, und ich will Ihnen dabei behülflich sein. Damit aber uns Beiden und unsern etwaigen Handlungen Niemand zuvorkommt, erlaube ich mir, diesen neuen Isistempel zu verschließen und nehme einstweilen den Schlüssel in Verwahrung. So! . . .“

„Und nun, Herr von Gampenstein, reichen Sie mir Ihren Arm! . . . Ich bin jünger wie Sie und habe mich nicht so ungewohnter Arbeit unterzogen.“

Der Banquier ließ es geschehen. Auf seine Aufforderung lieh ihm auch der Kammerherr seinen Arm, dem beim Erblicken seines Schwiegervaters die Ahnung eines entsetzlichen Unglücks schaudernd überkam.

So, von beiden Männern geführt, betrat Freiherr von Gampenstein einige Minuten später die Villa.

10.

Ein Verhör.

Im Zimmer des Banquiers angekommen, ersuchte der Baron den Kammerherrn von Crossenhofen, er möge ihn mit seinem Schwiegervater einige Zeit allein lassen. Der Graf kam diesem Wunsche schweigend und nur einen bittenden Blick auf den Baron heftend, ohne Zögern nach. Nun verschloß der Polizeichef die Thür und trat zu dem

kraftlos in bequemem Lehnsessel mehr liegenden als sitzenden Manne. Er legte zuvörderst zwei an den Rändern stark verkohlte Papiere dem Freiherrn vor, indem er die Frage an ihn richtete:

„Sind Ihnen diese Zettel bekannt?"

Der Banquier streckte die Hand danach aus, nahm und betrachtete sie genau, und gab sie dann dem Baron zurück. Er hatte sich bereits gefaßt.

„Ein Papier sieht dem andern ähnlich", sagte er völlig unbefangen, „und eben deshalb kann ich Ihre Frage, Herr Baron, nicht bejahend beantworten."

„Sie verneinen Sie also?"

„Da ich mich nicht erinnere, diese Papiere wirklich zu kennen, muß ich sie verneinen."

„Errathen Sie nicht, wo man diese Papiere fand?"

„Ich habe kein Interesse daran."

„Ich selbst war so glücklich, diesen Fund zu machen, Herr von Gampenstein."

„Wenn das für Sie ein Glück war, Herr Baron, so muß ich Sie ja wohl deshalb beglückwünschen."

„Diese angebrannten Zettel fielen mir in die Hände, als im Schlafzimmer Ihrer Frau Gemahlin das räthselhafte Feuer entstand."

„Wenn Sie das wissen und behaupten, so wäre es unhöflich von mir, zu widersprechen."

„Wie aber kamen Sie in den Besitz dieser Zettel?"

„Wurden dieselben wirklich in meinem Hause gefunden", versetzte der Freiherr, „so habe ich sie, wie andere

Zettel auch, von irgend Jemand erhalten, und gab sie meiner Frau zum Haushalt."

„Es sind nachgemachte Banknoten", sagte Baron von Rauenhorst. „Wußten Sie das?"

„Hätte ich es gewußt, so würde ich sie nicht meiner Frau gegeben haben."

„Sie gleichen ganz genau derjenigen unächten Banknote, die man in der Tasche des unglücklichen Menschen fand, der im Herbst vorigen Jahres im Park dieser Villa meuchlings erwürgt wurde."

Der Banquier schwieg, indem er kalt und fest sein kluges Auge auf den Polizeichef richtete. Dann nach einer Weile sprach er:

„Ich vermag nicht einzusehen, was diese Bemerkung hier soll. Giebt es einmal unächte Banknoten, von denen eine Anzahl coursiren, so finde ich gar nichts Ungewöhnliches darin, daß ein Bedienter, der das Unglück hat, durch fremde Hand um's Leben zu kommen, im Besitz einer solchen ist, noch, daß bei einem zufällig entstandenen Feuer, das gleich im Beginnen erstickt wird, ein paar andere von gleichem Werthe anbrennen."

„Gewiß ist dies nur ein Zufall", versetzte Baron von Rauenhorst, „als solchen wenigstens habe ich diese unableugbare Thatsache bisher betrachtet. Sie werden aber entschuldigen, Herr von Gampenstein, daß ich dieses Zusammentreffens jetzt Erwähnung thue. Vor einigen Tagen kam es zur Kenntniß der Behörde, daß abermals falsche Banknoten in Umlauf seien. Eine derselben ward uns über-

bracht; sie ist ganz neu und kann kaum durch mehr als drei bis vier Hände gegangen sein. Ich habe sie bei mir. Wollen Sie sich gefälligst von der Unächtheit derselben überzeugen?"

Der Baron reichte mit diesen Worten dem Banquier das falsche Papier. Es war eine Note von fünfhundert Gulden.

Wenzel von Gampenstein betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, dann gab er sie dem Polizeichef mit der Bemerkung zurück, er würde sie zu jeder Stunde als ächt annehmen und wieder ausgeben.

„Wirklich? Das würden Sie thun?"

„Gewiß und wahrhaftig! Ich habe meine darauf bezügliche Ansicht schon früher gegen Sie und den Herrn Minister von Crossenhofen ausgesprochen, und finde, wenn ich die Aechtheit erhaltenen Geldes nicht bezweifle, in dessen Weitergabe kein Vergehen, nicht einmal etwas Bedenkliches."

„Betrachten Sie gefälligst die Rückseite", sagte der Polizei-Director.

Der Freiherr that es.

„Also deshalb?" rief er lächelnd aus. „Weil mein Name darauf steht, machen Sie mich verantwortlich für die Weitergabe der Note?"

„Durch einen seltsamen Zufall tragen alle unächten Noten von diesem hohen Werthe, soweit man derselben bis jetzt habhaft ward, Ihren Namen, Herr von Gampenstein, und nur aus diesem Grunde erlaube ich mir, als Freund,

unter vier Augen, die Frage an Sie zu richten, auf welche Weise Sie in den Besitz derselben kamen."

Den Banquier schien diese Frage unangenehm zu berühren. Indeß mußte sie beantwortet werden, und so zögerte er denn nicht, die von ihm verlangte Antwort zu geben.

„Es thut mir leid, verehrter Herr Baron", versetzte er, „daß ich eine Sie völlig befriedigende Auskunft über die Person, von welcher ich die erwähnten Banknoten erhielt, nicht zu geben vermag. Wie schon bemerkt, zweifelte ich nie und zweifle ich auch jetzt noch nicht an deren Aechtheit. Nur ist es bei mir Grundsatz, Papiere von hohem Werth stets unmittelbar nach Empfang entweder mit meinem vollen Namen oder mit meiner Namenschiffre zu versehen. Es geschieht dies aus Vorsicht, um die unter Umständen ja immerhin mögliche Entwendung solcher Papiere unschädlich zu machen, da die Weitergabe den Dieb alsbald an den Tag bringen würde. Auch pflege ich, wie andere meiner Collegen, die Nummern solcher Papiere in ein besonderes Buch zu notiren, die erst bei Ausgabe derselben gelöscht werden. Die fragliche Note nun, die, wie mein darauf befindlicher Name zeigt, in meinem Besitz gewesen ist, erhielt ich von einem ausländischen Hause."

„Haben Sie deren noch mehrere in Händen?"

„Nein."

„Und Sie sind noch immer der Ansicht, dies Papier für ächt zu halten?"

„Ich kann keinen Fehler daran entdecken."

Der Baron machte ihn jetzt auf das Zeichen aufmerksam, das die Unächtheit unbedingt darthat.

„Der Verfertiger hat, als er diesen Buchstaben nachbildete, die Hand gezittert, oder, was auch möglich sein kann, er ist bei der Arbeit erschrocken“, sagte er. „So ritzte der Griffel hier unten am O diese unbedeutende Schramme und verwandelte es in ein Q.“

„In der That“, sprach Freiherr von Gampenstein, „jetzt fange ich selbst an, schwankend zu werden! Und doch würde ich Anstand nehmen, die Unächtheit kategorisch zu behaupten, wenn ich nicht zuvor eine anerkannt ächte Note von gleichem Werthe daneben liegen sähe.“

„Ich bin damit versehen“, erwiderte Baron von Rauenhorst. „Ein höchst glückliches Ungefähr hat es gefügt, daß die gleichnummerigen ächten Noten fast in dem Augenblicke, wo man die falschen entdeckte, in die Hände gerade des Mannes kamen, der eben diese unächte hier kurz zuvor erhalten hatte.“

„Und wer war dieser beneidenswerthe Mann?“

„Der Wechsler Althammer, mit welchem der Minister von Crossenhofen in so enger Beziehung steht.“

„So, so!“ sagte der Banquier nachdenklich. Er gab dem Baron die ächte Banknote zurück, ergriff die unächte und wollte sie zerreißen. Der Polizei-Director hinderte ihn daran.

„Mit Erlaubniß, Herr von Gampenstein!“ sagte er. „Ich darf dies nicht gestatten! Sie hatten einmal schon die Fatalität, ein ähnliches Papier zu verbrennen. Damals geschah es absichtslos, war also nicht zu verhindern,

mit Absicht aber darf nur der Staat ächtes wie unächtes Geld vernichten."

„Dann werden Sie wenigstens erlauben, daß ich den vollen Werth dieses Papieres mit baarem Gelde bezahle."

„Davon kann vielleicht später noch die Rede sein. Für jetzt muß ich noch einmal fragen: ob Sie auch wirklich nicht im Besitz ähnlicher falscher Papiere sind?"

„Ich war schon so frei, darauf zu antworten."

„Sehr wohl, Herr von Gampenstein! Doch muß ich bemerken, daß Sie Ihre Antwort auch zu verantworten haben. Sie werden begreifen, daß die Staatsregierung sich in die höchst traurige Nothwendigkeit versetzt sieht, Nachforschungen in dieser unangenehmen Angelegenheit zu halten. Man will selbstverständlich alles Aufsehen vermeiden und deshalb werden Sie eine zarte Rücksicht für Sie, Ihre Familie und Ihre Stellung im Staate und der Gesellschaft darin erblicken, daß mir, Ihrem Freunde und Verwandten, persönlich der Auftrag wurde, Sie um Einsicht Ihrer Portefeuilles zu ersuchen."

„Sie befinden sich in der Wohnung der Gräfin von Crossenhofen", erwiderte der Banquier.

„Ihrer Frau Tochter!" sprach der Baron mit Nachdruck. „Uebrigens ist auch diese Villa gewissermaßen Ihr Eigenthum und als solches erstreckt sich mein Auftrag auch auf die Portefeuilles, die sich etwa hier vorfinden."

Freiherr von Gampenstein öffnete jetzt Secretair und Schreibtisch, ohne eine Sylbe zu erwidern. Seine Haltung war ernst, der Ausdruck seines Gesichts zeugte von Resigna-

tion und Entschlossenheit. Er erschloß schnell sämmtliche Fächer beider Mobilien und überließ deren Durchsicht dem Baron. Während dieser mit größter Ruhe Alles genau besichtigte, warf der Freiherr den Arbeitskittel ab, den er noch immer trug, und zog einen stattlichen Oberrock an.

„Es ist nichts Verdächtiges vorhanden, nicht wahr?“ sprach er sarkastisch lächelnd, als diese peinliche Untersuchung beendigt war.

„Haben Sie die Güte, mich jetzt in das Privatzimmer der Frau Gräfin zu geleiten“, sagte Baron von Rauenhorst.

„Meiner Tochter?“

„In das Privatzimmer der Gemahlin des Kammerherrn von Crossenhofen!“ wiederholte mit sehr festem Tone der Polizei-Director.

„Erlauben Sie, daß ich zuvor meine Tochter von Ihrem Vorhaben unterrichte?“

„Wenn Sie dies für nöthig halten, will ich es Ihnen nicht verwehren. Mich dünkt indeß, es wäre . . . rücksichtsvoller, wenn die Frauen von dieser . . . freundschaftlichen Inspicirung nichts erführen.“

Der Freiherr sann einige Zeit nach, ergriff dann das Licht und sagte:

„Ich pflichte Ihnen bei, Herr Baron. Haben Sie die Güte voran zu gehen.“ Er öffnete die Flügelthür und der Polizeichef verließ mit einer kurzen Verbeugung das Zimmer.

Im Boudoir Olympia's stand nur ein Schreibtisch. Der Schlüssel steckte und der Banquier öffnete die wenigen Fächer des fein gearbeiteten Möbels.

„Hier sind Briefe“, sagte er; sie enthalten die Privatcorrespondenz meiner Tochter und erregen hoffentlich nicht die Neugierde der Polizei.“

Der Baron machte eine abwehrende Handbewegung.

„Portefeuilles und Taschenbücher besitzt meine Tochter nicht“, fuhr der Freiherr fort.

Baron von Rauenhorst's scharfes Auge drang in jeden Winkel. Die gestickte Brieftasche, die er schon einmal in der Hand gehabt hatte, war verschwunden. Er ließ sich indeß nichts merken und sagte dem Banquier für sein bereitwilliges Entgegenkommen einige verbindliche Worte.

„Darf ich Sie jetzt bitten, auch meine Tochter noch zu begrüßen?“ sprach der Freiherr, mit dem fürchterlich lästig werdenden Gast wieder den Corridor betretend. „Jedenfalls wartet Olympia auf uns, da sie von ihrem Gatten unterrichtet sein wird, daß Sie in Geschäftsangelegenheiten allein mit mir zu sprechen hatten.“

Der Baron zog die Uhr.

„Halb zwölf!“ sagte er. „Eine halbe Stunde darf ich wohl heiterer Unterhaltung noch widmen. Gehen wir also zur Gräfin!“

Olympia empfing den Vater und dessen Begleiter mit all' der Grazie, die angeborene Anmuth, vornehme Erziehung und frühe Gewöhnung an formgewandten Weltverkehr zu verleihen pflegen. Das Auge des Barons konnte keine Veränderung an der jungen, eleganten Frau, deren Erscheinung auf Alle wohlthuend wirkte, bemerken. Den Blick des Vaters aber verstand die Tochter. Ohne daß

Beide Worte mit einander wechselten, wußte sie doch, was geschehen war, nur was noch folgen konnte oder würde, blieb Beiden in Nacht gehüllt.

Der Kammerherr war offenbar sehr verstimmt. Ihn, den völlig Arglosen, hatte der Besuch im Pavillon, mehr noch die Entdeckung beunruhigt, daß ihm hier sein Schwiegervater in so auffallender Tracht entgegentrat. Er mußte Olympia diese Entdeckung mitgetheilt und um Aufklärung gebeten haben. Ohne nun wissen zu können, wie die Antworten Olympia's auf die eindringlichen Fragen des Kammerherrn gelautet haben mochten, las der Banquier nur so viel in den sprechenden Blicken seiner Tochter, daß Emil von Crossenhofen's Vertrauen in seine Redlichkeit noch nicht erschüttert sei.

Diese Gewißheit flößte dem Freiherrn wieder Muth ein. Mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung schüttelte er alle Beängstigungen ab, und war nach wenigen Minuten wieder ganz jener heitere, geistig bewegliche und anregende Weltmann, als welchen die exclusive Gesellschaft ihn kannte, und welcher seltenen Eigenschaft er großentheils seine glänzende Carrière zu danken hatte.

Die halbe Stunde verging schnell. Als die kostbare Stutzuhr auf der geschmackvollen Console die Mitternachtsstunde schlug, erhob sich Baron von Rauenhorst, empfahl sich der jungen Gräfin und entfernte sich, von dem Kammerherrn und dem Banquier begleitet. Am Ende des Corridors blieb er stehen.

„Noch Eins", sprach er, seine Hand leicht auf den

Arm des Freiherrn legend. „Würden Sie nicht vorziehen, mich in die Residenz zu begleiten? Wir sind allein, und können dort in aller Ruhe das hier Begonnene fortsetzen."

„Um Gottes Willen, Baron", fiel jetzt der Kammerherr ein, „ich bitte, sprechen Sie! Endigen Sie diese grauenhafte Folter! Was hat dies Alles zu bedeuten?... Was ist geschehen, daß ..."

„Daß ich so förmlich und doch so höflich bin?" fiel Baron von Rauenhorst ein. „Nichts, gar nichts, was Sie lange beunruhigen könnte. Doch schlage ich vor, leisten Sie uns Gesellschaft! Sie bleiben dann ganz au fait und es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung."

„Ich begleite Sie und meinen Schwiegervater", versetzte rasch entschlossen der Kammerherr, die Hand des Banquiers erfassend, die kalt und feucht war.

„Lassen Sie uns dann noch einmal durch den Park gehen", fuhr der Baron fort. „Der Wagen kann uns auf der Landstraße erwarten. Sie haben doch den Schlüssel zur Gartenpforte bei sich, Herr von Gampenstein?"

Dieser bejahte.

„Ich bin sogleich wieder bei Ihnen", fiel der junge Graf ein.

„Es bedarf keines zärtlichen Abschiedes", rief der Baron dem Davoneilenden nach. „Vor Tagesanbruch können Sie schon wieder in Ihrer gewohnten Häuslichkeit sein."

Der Kammerherr hörte nicht. Er verschwand in einem

Nebenzimmer und kam nach wenigen Sekunden zurück, dem Banquier Hut und Stock überreichend.

„So lassen Sie uns aufbrechen“, sagte der Polizei-Director. „Ein recht drang- und angstvoller Tag liegt hinter mir, und ich muß gestehen, daß ich mich nach Ruhe sehne.“

Der Banquier holte tief, fast seufzend Athem. Sie hatten die Hausflur erreicht. Baron von Rauenhorst rief dem Bedienten und gab Befehl, unfern der Parkpforte mit dem Wagen zu halten. Der Freiherr erkannte in dem Verkleideten den gewandtesten Polizeiofficianten. In den Park hinaustretend, entrang sich abermals ein schwerer, lauter Seufzer seiner Brust.

11.

Unter dem Pavillon.

Während die drei Herren den Park durchschritten, sprach Keiner ein Wort. Erst als der Polizei-Director den Weg zum Pavillon einschlug, erlaubte sich der Freiherr die Bemerkung, daß der Weg nach der Pforte rechts abbiege.

„Ich ziehe diesen krummen Pfand als den romantischeren vor“, gab Baron von Rauenhorst zur Antwort, und — setzte er hinzu — „ich hoffe, Sie werden mir Gesellschaft leisten. Da Sie meinen Auftrag kennen, Herr von Gampenstein, und das Zimmer im Pavillon ganz allein zu

Ihrer Disposition steht, so halte ich es für besser, wir benützen auch zur Orientirung in diesen Räumen die Nacht. Der Herr Graf wird gewiß die Güte haben, inzwischen den einzigen Eingang zu diesem buen retiro zu überwachen, damit kein Unberufener profane Blicke in dies geheimnißreiche Heiligthum entsendet."

Ohne eine Antwort abzuwarten, erschloß der Baron die Thür und lud den Banquier ein, zuerst den finstern Raum zu betreten.

„Diesmal", sagte er in scherzendem Tone, „gehört Ihnen der Vortritt. Sie sind hier zu Hause, Sie kennen jeden Winkel dieses Gemaches; wir Uneingeweihten möchten durch Stoßen oder Fallen Unheil anrichten!"

Auf einen Wink des Polizei-Directors blieb der Kammerherr auf der Schwelle stehen.

„Ich bin, recht wie ein Diebesfänger, auf alle Möglichkeiten vorbereitet", fuhr er fort, indem er mit Blitzesschnelle ein bereit gehaltenes Licht entzündete. Beim Aufblitzen der Flamme erschien das Antlitz des Banquiers fast bleigrau. Er lehnte sich gegen die Wand und kreuzte, die Lippen krampfhaft zusammenpressend, die Arme über der Brust. Seine finstern, entschlossenen Augen sagten mehr als Worte.

Baron von Rauenhorst musterte zuerst die mancherlei Gegenstände, welche den Tisch bedeckten. Sie enthielten jedoch nichts, was ihn fesseln konnte. Dagegen erregte der seltsam eingerichtete Divan seine ganze Aufmerksamkeit. Dieser Divan erschien nämlich jetzt in zwei

Hälften getheilt, und zwar so, daß die Mitte ganz verschwunden war. Hier zeigte sich eine Oeffnung im Boden. Eine fast senkrecht gelegte Treppe führte in einen finstern Raum hinab, den der Baron zu betreten, Anstand nahm. Er wandte sich abermals dem Freiherrn zu und sagte in höflich einladendem Tone:

„Als Erbauer dieses Wunderpavillons sind Sie gewiß mit den geheimen Gemächern, den Treppen und Fallthüren desselben vollkommen vertraut. Ich bitte deshalb, Sie wollen mein Führer in diesem neuen und jedenfalls höchst interessanten Labyrinthe sein!“

Es lag ein Befehl in dieser Einladung, und der Freiherr, der als Mann von Charakter längst mit sich einig war, zauderte nicht, derselben Folge zu leisten. Ohne zu zucken oder eine Miene zu verziehen, stieg er die Treppe, die nur aus wenigen Stufen bestand, hinab, und reichte sogar dem Baron zuvorkommend die Hand, um ihm die Nachfolge zu erleichtern.

Unten angekommen, gewahrte Baron von Rauenhorst, daß das Souterrain des Pavillons aus zwei gleich großen Kellerräumen bestand, in deren einem sich eine Menge mechanischer Instrumente, Feilen, Grabstichel, Schmelztigel und chemische Apparate befanden. Ein gewölbter unterirdischer Gang führte von da nach der Villa. Der zweite Raum enthielt außer einer Presse einen großen Tisch und einen feuerfesten, in die Wand eingemauerten Schrank. Die Thüren dieses Schrankes waren geöffnet, und hier fielen dem Baron sogleich eine Anzahl Papiere

in die Augen, über deren Bestimmung er keine Sekunde in Zweifel sein konnte. Es waren ganz neue Banknoten zu sehr hohem Betrage. Die Platten, mittelst deren Benutzung sie angefertigt wurden, lagen daneben. Eine andere, ganz neue Platte stand auf dem Tische mit einer mißlungenen Banknote bedeckt. Sie war von der Hand des Künstlers einer Revision unterworfen worden und sollte offenbar von einem nur sehr unbedeutenden Fehler befreit werden.

Der Polizei-Director besichtigte Alles sehr genau, nahm die fertigen unächten Banknoten an sich, steckte auch einige der vorhandenen Grabstichel ein, zeigte aber über diese gemachte Entdeckung nicht das geringste Erstaunen.

Der Freiherr beobachtete jeden Schritt des Mannes, den er jetzt für seinen Todfeind halten mußte. Zuletzt gewahrte der Baron ein paar Holzschuhe. Sie standen unter dem Tische, vor dem einzigen Schemel in diesen eben nicht sehr wohnlich eingerichteten Kellerräumen. Sein Blick streifte das Antlitz des Banquiers. Dieser beantwortete ihn nur durch ein kaltes Lächeln, in dem Alles, nur kein Wohlwollen lag.

„Sind diese Holzschuhe Ihr Eigenthum, Herr von Gampenstein?" fragte er jetzt den Freiherrn.

Ein abermaliges Lächeln war die einzige Antwort, die er erhalten konnte.

„Sie werden ermüdet sein", fuhr der Baron fort, „und da ich in dieser Nacht genug gethan zu haben vermeine, will ich nicht länger stören. In Erwartung noch möglichen spä-

ten Besuches finden Sie in meiner Wohnung für Sie bereit gehaltene Zimmer. Zeigen Sie mir jetzt gefälligst, wie man am bequemsten wieder zur Oberwelt gelangen kann."

Mit immer gleichem Lächeln und ohne einen Laut von sich zu geben, stieg der Freiherr wieder in den Pavillon hinauf. Der Baron folgte ihm auf dem Fuße.

„Wie schließt man diese unterirdische Künstlerwerkstatt?" fragte von Rauenhorst.

Der Freiherr hob eine Feder in der Wand, die Treppe brach geräuschlos mitten auseinander, stieg empor und ward von den gleichzeitig zurückgleitenden Divankissen so vollständig überbreitet, daß auch das schärfste und argwöhnischste Auge von dieser äußerst geschickt angebrachten mechanischen Vorrichtung keine Spur entdecken konnte.

Mit stummem Entsetzen hatte der Kammerherr von Crossenhofen dem Verschwinden des Banquiers mit dem Baron, ihrem Wiedererscheinen und dem Verschließen der Geheimthür zum Souterrain des Pavillons zugesehen. Auch ihm versagte die Sprache, aber Angst und Entsetzen malten sich auf den Zügen des noch jugendlichen Mannes.

„Es steht Ihnen frei, Herr Graf", wandte sich jetzt der Baron zu dem Kammerherrn, „ob Sie in Ihre Wohnung zurückkehren oder uns in die Residenz begleiten wollen."

„Ich theile das Schicksal des Freiherrn", gab dieser zur Antwort.

„Ganz, wie Sie wünschen", sagte der Polizei-Director, den Arm des Banquiers fest in den seinigen legend. „Oeffnen Sie jetzt die Pforte, Herr von Gampenstein. Da hält

schon der Wagen, und hier seh' ich, hat sich auch eine Escorte eingefunden, die für unser aller Sicherheit sorgen wird."

Der Freiherr erschloß die Pforte, bestieg, gefolgt von seinem Schwiegersohne, den Wagen des Barons, und nahm lächelnd eine Cigarre von diesem an, als die Pferde in raschem Trabe der Residenz zueilten.

Inzwischen hatte der Minister von Crossenhofen angstvolle Stunden verlebt. Längst schon waren ihm Zweifel aufgestiegen in Bezug auf den Freiherrn und dessen Verschwendung, die, Alles in Allem genommen, selbst zu seinen muthmaßlichen Reichthümern doch in keinem Verhältniß zu stehen schien. Er glaubte indeß, der kluge, durch große Erfahrung und langjährige Geschäftsthätigkeit gewitzigte Mann treibe nur als kühner Speculant ein gewagtes Spiel, das, wie er sich selbst gestehen mußte, eben so gut gelingen als fehlschlagen konnte. Erst seit den immer häufiger vorkommenden falschen Banknoten, deren Ausgabe — nach sehr gewissenhafter Nachforschung — regelmäßig auf Personen zurückführte, die in unmittelbarem oder gar vertrautem Verkehr mit dem Banquier standen, erregte ihm ernstliche Bedenken. Absichtlich brachte der Minister das Gespräch wiederholt auf diesen Gegenstand im Beisein des Freiherrn und eben so absichtlich gab er beim Spiel eine jener unächten Noten aus, um in aller Ruhe das Benehmen seines verdächtig gewordenen Verwandten beobachten zu können. Ungeachtet des lebhaften Gespräches, das bei diesen Versuchen der Banquier doch

stets im Flusse zu halten verstand, mehrte sich der Verdacht des Ministers. Und als nun vollends der Baron von Rauenhorst mit einer Menge höchst gravirender Indicien, die ihm seine im Stillen wirkenden Agenten lieferten, gegen den Freiherrn auftrat, konnte dieser einem durch die Gesetze und zum Wohle des Staates nothwendig gewordenen Einschreiten nicht mehr entgegentreten, ohne sich selbst zu verdächtigen.

Zu diesem bedauernswerthen Manne begab sich unmittelbar nach der Sicherung des Banquiers der Baron. Kammerherr von Crossenhofen, von der gemachten Entdeckung bereits unterrichtet, die ein so grelles Licht auf die verbrecherische Thätigkeit seines Schwiegervaters warf, begleitete den Polizei-Director. Der junge Mann war gefaßt, aber furchtbar angegriffen. Er sah ein, daß nur gemeinsame Schritte, welche sein Vater und der Baron gutheißen würden, das entsetzliche Unglück einigermaßen mildern könnten.

An Rettung des Freiherrn — das sagte sich der Kammerherr selbst — war nicht zu denken. Diesen Unglücklichen mußte man seinem Schicksale überlassen. Aber die Familie! Die Gattin des unseligen Mannes und Olympia, sein eigenes Weib, was sollte aus diesen werden, wenn die Sache ruchbar ward und der so hoch angesehene Banquier als Falschmünzer angeklagt und bestraft wurde!

Minister von Crossenhofen hörte den Bericht des Barons mit der ihm eigenen Ruhe und Gelassenheit an. Die gemachten Mittheilungen überraschten ihn nicht, er hatte

Aehnliches erwartet. Nur, daß der Freiherr so unvorsichtig in die ihm gelegte Falle ging, konnte er bei der anerkannten Schlauheit desselben nicht begreifen.

„Noch bedeckt das Geschehene ein undurchdringlicher Schleier, Excellenz", schloß Baron von Rauenhorst seine Mittheilung. „Der auf der Thát Ergriffene befindet sich in sicherm Gewahrsam bei mir, und es wird meine Sorge sein, daß Niemand ohne mein Wissen zu ihm kommt. Das Publikum, die Gesellschaft soll nichts erfahren. In einigen Tagen schon, das ist bekannt, wollte der verbrecherische Mann abermals auf unbestimmte Zeit verreisen, um die fertig gewordenen neuen Banknoten im Auslande zu verausgaben. Es ist leicht, die Nichtsahnenden mit der Nachricht von einer früher erfolgten Abreise desselben vollkommen zu täuschen. Selbst das Comptoirpersonal Gampenstein's soll in Unwissenheit bleiben. Für immer freilich wird die unselige That der Welt nicht verheimlicht werden können, doch hoffe ich Mittel und Wege zu finden, die das Gehässige derselben etwas verwischen werden. Irgend ein Makel auf Unschuldige soll aber, das glaube ich versprechen zu dürfen, durch dies verabscheuungswürdige Verbrechen des so begabten Mannes nicht fallen."

„Ist deine Frau unterrichtet, Emil?" fragte der Minister seinen schweigsamen Sohn.

„Noch nicht, aber ich fürchte, sie ahnt etwas Furchtbares."

„Hat sie dahin gehende Aeußerungen gethan?"

„Ihre Unruhe, ihr verstörtes Wesen . . . ."

Ein leiser Händedruck des Barons ließ ihn den Satz nicht beendigen.

„Geehrter Herr Graf", sagte dieser, „ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten."

„Sie haben ganz über mich zu verfügen, Herr Baron, denn ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet."

„Kehren Sie zurück nach der Villa! Mein Wagen steht zu Ihren Diensten, und . . . ." Die noch übrigen Worte sprach der Polizei-Director so leise, daß nur der Kammerherr sie verstehen konnte.

„Weshalb?" fragte dieser verwundert. „Kann das von Wichtigkeit sein?"

„Thun Sie es, Graf, mir . . . zu Gefallen!"

„Was wünschen oder verlangen Sie von meinem Sohn?" fragte der Minister.

„Ich werde mir die Ehre geben, Excellenz, später mit Ihnen darüber zu sprechen. Also, ich darf darauf rechnen, Graf? . . . . Es liegt viel, sehr viel daran! Die Untersuchung gestaltet sich dadurch viel einfacher."

Der Kammerherr reichte dem Baron die Hand und sagte:

„Es soll geschehen, weil ich voraussetzen darf, daß Sie nur das Wohl meines Hauses wollen und die Ehre unseres Namens Ihnen eben so sehr am Herzen liegt, wie mir selbst und meinem theuren Vater!"

„Eben deshalb, lieber Graf, bitte ich darum und fordere Sie auf, zu eilen. Ihre Gemahlin wird ohnehin schon Ihres langen Ausbleibens wegen in Sorgen sein."

Obwohl der Kammerherr den Sinn des von dem Baron erhaltenen Auftrages nicht verstand, ahnte er doch, daß derselbe mit der seinem unglücklichen Schwiegervater bevorstehenden Untersuchung eng zusammenhängen müsse. Er verabschiedete sich daher von seinem Vater, diesem zuvor das Versprechen abnehmend, daß er ihn noch im Laufe des nächsten Tages besuchen wolle.

12.

Entschlossenes Handeln.

Rosig dämmerte der Morgen an dem mit wolligen Wolkenflocken bedeckten Horizont, als der Kammerherr durch die noch stille Vorstadt der Residenz dem freien Lande zufuhr. Das erwachende Leben der Natur, der Gesang der Vögel in den grünen Hecken, zwischen denen die Chaussee in malerischen Windungen sanft hügelan stieg, machte einen wohlthuenden Eindruck auf sein erregtes Gemüth, und beruhigter, als er das Hotel seines Vaters verlassen hatte, erreichte er die Villa, die so still und friedlich zwischen dem Laubgrün schöner Bäume lag, als habe noch nie die Sorge, viel weniger das Unglück diesem glücklichen Asyl sich zu nahen gewagt.

Noch herrschte tiefe Ruhe im Innern der Villa. Alle Bewohner derselben schienen zu schlummern. Zweimal mußte der Kammerherr die Glocke ziehen, ehe ein gähnender Diener erschien, um zu öffnen. Der noch schlaftrunkene Mensch

schien sich zu wundern, den Gebieter zu so früher Stunde vor sich zu sehen, obwohl er sich dunkel erinnerte, daß er denselben zugleich mit dem Freiherrn und dem Baron in vergangener Nacht noch über den Flur hatte gehen sehen. Von Ersterem war man an ein derartiges spätes Fortgehen und frühes Wiederkommen, das aber Niemand in seiner Ruhe störte, schon gewöhnt, weshalb es nicht auffiel.

Der Kammerherr ging zuvörderst in sein Zimmer, schlich dann auf den Zehen nach dem Schlafgemache, um zu sehen, ob sein langes Ausbleiben Olympia auch nicht beunruhigt habe, fand aber zu seinem nicht geringen Schrecken, daß seine Gattin gar nicht zur Ruhe gegangen war.

Eiligen Schrittes betrat jetzt Emil von Crossenhofen das gemeinschaftliche Wohnzimmer, wo er am Abend zuvor seine Gattin verlassen hatte. Auch hier weilte Olympia nicht. Unter stärkerem Herzklopfen näherte er sich den Zimmern, welche seine Schwiegermutter bewohnte. Es war hier, wie im ganzen Hause, noch vollkommen still, und er mußte annehmen, daß die stets kränkelnde Freifrau ebenfalls in tiefem Schlafe liege. Die Sorge aber um Olympia und der Auftrag des Barons von Rauenhorst ließen ihm keine Ruhe. Er klopfte also an und rief den Namen seiner Gattin. Schon nach dem zweiten Rufe vernahm er Geräusch, der Riegel ward zurückgeschoben und Olympia, schneeweiß gekleidet, schön, aber bleich wie eine Statue, von den aufgelösten dunklen Haaren malerisch umflossen, stand vor ihm.

„Geliebtes Weib!“ rief der Kammerherr, der reizend schönen Frau beide Hände entgegenstreckend. „Zürnst du mir?“

Olympia lächelte schwermüthig.

„Du bliebst lange aus, ohne mir Nachricht zu geben“, sprach sie mit schwacher, unendlich weicher Stimme. „Ich habe um dich gebangt und nach dir gesucht, Emil!“

„Im Park?“

„Im Park und beim Pavillon.“

Den Kammerherrn überkam ein Gefühl der Sicherheit, weil er wußte, daß Baron von Rauenhorst die Thür des Pavillons verschlossen hatte. „Da du mich nirgends fandest, nahmst du an, ich sei in Begleitung deines Vaters und unseres späten Gastes nach der Residenz gefahren, nicht wahr? Weshalb aber begabst du dich nicht zur Ruhe?“

„Ich habe dies allerdings vermuthet, lieber Emil“, versetzte Olympia, ihren Arm um seinen Nacken legend und seine Stirn mit sanfter Lippe streichend, „die Ruhe aber floh mich, denn ich war später auf dem Zimmer meines Vaters.“

„Und deshalb floh dich die Ruhe?“

„Ein Kleidungsstück, das ich im Schlafzimmer meines Vaters fand, raubte sie mir.“

„Der ... blaue ... leinene ... Arbeitskittel? ...“

Olympia nickte bejahend.

„Du kennst ihn?“ rief der Kammerherr entsetzt. „Olympia, die gestickte Brieftasche ... wo ist sie!“

Olympia legte die Finger an den Mund und hauchte lächelnd die Worte:

„Verbrannt! .... Die Banknoten existiren nicht mehr! ...“

In Emil's Seele begann es furchtbar zu tagen. Er

mußte seine ganze Kraft zusammen nehmen, um nicht umzusinken. Unter ihm schien die Erde zu beben, die Hölle sich zu öffnen.

„Olympia!“ rief er abermals, den Arm der schönen Frau, der noch um seinen Nacken lag, von sich streifend, als sei es eine giftige Schlange, die ihn schmeichelnd umschlinge . . ‚Olympia, du wußtest um . . . deines Vaters . . . Verbrechen? . . .“

„Es ist schon gesühnt“, erwiderte die Gräfin, die Vorhänge des Bettes zurückschlagend und auf das stille, regungslose Antlitz ihrer Mutter zeigend. „Seit dem letzten Gesellschaftsabende in der Residenz wußte ich, daß mein Vater um seine Ehre spiele . . . Die Mutter kannte das Geheimniß und getreulich hat sie es bewahrt bis in den Tod . . . . Sie wollte den Vater retten, es mißlang . . . Ich selbst war die Ursache des Mißlingens, da ich zu früh den Brand entdeckte. . . . . Dem Baron von Rauenhorst fielen an jenem verhängnißvollen Abende verrätherische Ueberreste, die gegen den Vater zeugen und ihn früher oder später vernichten mußten, in die Hände . . . Er sagte aber und behauptete mir in's Gesicht, die Mutter werde von bösen Träumen geplagt und Alles sei nur Einbildung, Wahnsinn! . . . Er glaubte sich sicher und diese thörichte Sicherheit hat ihn gestürzt! . . . Damals schon, Emil, faßte ich einen verzweifelten Entschluß. . . . Ich verschaffte mir Opium, und während deiner Abwesenheit habe ich . . . im Verein mit . . . meiner Mutter . . . zur Nacht davon genossen . . . um unter entzückenden Träumen . . . das finstere Leid der Erde und ihre süßen Schmerzen . . . für immer zu vergessen . . .“

Graf Emil von Crossenhofen wollte um Hilfe rufen, allein Olympia hielt ihn zurück.

„Bleibe!“ sprach sie sanft und liebevoll, ihn mit ihren tiefen Augen zärtlich anblickend. „Es gibt für mich keine Hilfe mehr, ich muß in wenigen Stunden meiner vorangegangenen Mutter folgen. Für dich aber und für die Ehre deines Namens ist Schweigen der beste Arzt!“

Der Kammerherr kämpfte einen schweren Kampf, zu dem das liebevolle Lächeln Olympia's ihm Kräfte lieh. Nach einiger Zeit fielen der bleichen Frau die Wimpern zu, und einige Stunden später hatte sie, in entzückenden Träumen, die ihre Seele umgaukelten, vollendet.

An einen Selbstmord der beiden Frauen glaubte Niemand. Die kränkelnde Juliane medicinirte schon seit langer Zeit, und so nahm man an, daß sie sich in der Medicin vergriffen habe; die über den plötzlichen Tod der Mutter erschrockene Tochter aber an einem Nervenschlage gestorben sei.

Freiherr von Gampenstein nahm die Nachricht auch von diesem Unglücke schweigend hin. Er galt nach den Vorkehrungen, welche Baron von Rauenhorst getroffen hatte, für verreist, während die gegen ihn eingeleitete Criminal-Untersuchung ohne alles Aufsehen in der Behausung des Polizei-Directors mit aller Strenge geführt ward. Erst nach abgelegtem Geständniß des Freiherrn und nach Ermittelung seiner Mitschuldigen sollte die Welt von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt werden.

Das Gericht hatte aber den energischen Charakter des

Freiherrn nicht richtig erkannt. Da Wenzel von Gampenstein einsah, daß bloßes Leugnen ihn nicht von schwerer Strafe befreien könne, zog er es vor, zu schweigen. Er war weder durch Bitten, noch durch Drohungen zum Sprechen zu bewegen. Selbst den eindringlichsten Vorstellungen des Ministers von Crossenhofen, der von dem Unglück, das über seinen Sohn hereingebrochen war, tief gebeugt erschien, setzte er sein eisernes Schweigen entgegen.

So konnte denn die Untersuchung nur einen Indicienbeweis gegen den Banquier führen. Während derselben und in Folge neuerdings angestellter Nachforschungen kam auch die Ermordung des Bedienten wieder zur Sprache. Man hatte damals dem Erdboden ein paar Abdrücke jener Fußstapfen entnommen und sie sorgfältig aufbewahrt. Jetzt, da in dem verborgenen Kellerraum unter dem Pavillon auch ein paar Holzschuhe gefunden wurden, die genau in diese Abdrücke paßten, hatte das Gericht genügenden Anlaß, den mit so dreister Stirn durch lange Jahre Falschmünzerei treibenden Speculanten auch einer Mordthat fähig zu halten. Eine Menge Gründe erhoben diese Annahme fast zur Gewißheit. Die Vermuthung, der Bediente habe den Banquier zufällig bei seiner verbrecherischen Beschäftigung überrascht, vielleicht gar ihm gedroht, Anzeige machen zu wollen, lag nahe. Es ließ sich ferner annehmen, daß sich dieser junge Mensch in Besitz einer jener verrätherischer Noten bei der Ueberrumpelung des Freiherrn gesetzt habe, und daß dieser, ihm zuredend und

ihn durch Versprechungen kirrend, nach dem Lärchenwäldchen begleitet, hier aber endlich, nachdem er sich überzeugt, daß er doch vor Verrath nicht gesichert sei, seiner eigenen Sicherheit wegen Hand an ihn gelegt und mit kaltem Blute erwürgt habe.

Wenzel von Gampenstein ließ Alles schweigend über sich ergehen. Auch zur Anklage des Mordes, dessen man ihn in Folge gewichtiger Gründe bezichtigte, schwieg er. So ward er denn schweigend verurtheilt. Den der Falschmünzerei Ueberführten, eines Mordes Beschuldigten traf lebenslängliche Kettenstrafe. Auch dieses Urtheil hörte er schweigend an, von der Schande der Strafe aber befreite ihn sein unbeugsamer starrer Charakter und sein energisches Wollen. Er hatte sich in der Nacht vor der Ablieferung an die Anstalt, wo er die entehrende Strafe verbüßen sollte, an beiden Armen die Adern durchbissen. Dem Tode nahe fand man ihn früh in seinem Blute schwimmend. An demselben Tage noch starb er in der Strafanstalt. Sein Verbrechen ward der Welt erst nach seinem Tode bekannt.

II.

Das Waldhaus.

1.

Zwei Jugendfreunde — sie mögen Engelbrecht und Ewald heißen — benutzten die Zeit der Ferien während ihrer Studienjahre regelmäßig zu weiteren Ausflügen bald süd-, bald nordwärts. Es gab damals weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe in Deutschland, selbst Eilposten kannte man nicht. Auch war das Reisen mit Post äußerst kostspielig, weshalb nur sehr Wohlhabende sich dieser schnelleren und regelmäßigen Beförderungsmittel bedienen konnten. Der Unbemittelte begnügte sich mit dem langsamer vorwärts kommenden Lohnkutscher oder Hauderer, der freilich unbequemer, dafür aber auch weit billiger war. Ueberdies hatte das Reisen mit Hauderern auch manche Annehmlichkeit. Man war nie streng an die Zeit gebunden, man fand in der Regel Gesellschaft, freilich nicht immer die auserlesenste, und man machte, wollte das Glück einem wohl, manche interessante, gewiß aber immer unterhaltende Bekanntschaft.

Unsere beiden Freunde gehörten nicht jenen Bevorzugten an, die mit Stolz sagen können, sie seien der Knopf an Fortuna's Mütze. Beide besaßen sehr geringe Mittel und mußten die Kosten ihrer geistigen Ausbildung großentheils durch ihnen gewährte Stipendien bestreiten. Diese

Beschränktheit der Mittel machte sie aber keineswegs unglücklich oder ließ sie nur über ihr Schicksal murren. Jugendfroh und heitern Muthes genossen sie den Tag und seine Freuden, wie es gehen mochte. Die Zufriedenheit war ihr treuester Gefährte, der ihnen nie von der Seite ging. Deshalb brauchten sie deren auch weniger als Andere, und wenn die Ferienzeit herannahte, hatten sie immer von ihren kleinen Ersparnissen so viel zurückgelegt, daß sie ein paar Wochen auf gut Glück in's Land hineinwandern konnten.

Beide waren übereingekommen, in der nächsten Ferienzeit, die Mitte Septembers begann, den großen Gebirgszug zu besuchen, der sich von dem Strombette der Elbe nach Osten erstreckt und die eigentliche Grenzmauer zwischen dem Süden und Norden der deutschen Bruderstämme bildet. Sie wollten, reichten die aufgesparten Mittel dazu hin, bis an die Grenze der Karpathen vordringen und von dort in weitem Bogen durch Oesterreichisch-Schlesien und Böhmen wieder zurückkehren.

Von der Witterung begünstigt, gewährte diese interessante Gebirgsreise den Freunden vielen Genuß. Sie lernten Gegenden, Menschen und Sitten kennen, die ihnen neu waren, und da sie fast immer zu Fuß gingen und sich wenig um die großen Landstraßen kümmerten, so kamen sie recht eigentlich mit dem Volke in Berührung, dessen Art und Wesen sie ansprach.

Als sie die glatzer Gebirge betraten, machten sie die unerfreuliche Entdeckung, daß sie ihren Reiseplan nicht

durchführen könnten. Die Kasse zeigte sich bereits stark angegriffen und ward von Tage zu Tage bedenklich leichter. Baldige Umkehr schien dringend nothwendig. Nach kurzer Berathung und gemeinsamer Betrachtung ihrer Reisekarte beschlossen deshalb die Freunde ihren ursprünglichen Plan abzuändern. Sie schlugen sich auf Richtwegen seitwärts, um auf die Südseite des Riesengebirges bis an die Isar hinabzupilgern, dann wo möglich, Prag noch auf kurze Zeit zu besuchen, und von der altczechischen Königsstadt mittelst Benutzung eines Hauderers der Heimat wieder zuzusteuern.

Aber auch dieser zweite Plan ließ sich nicht streng durchführen. Die Witterung ward plötzlich sehr rauh. Es regnete fast ununterbrochen, und wenn die tiefziehenden dunklen Wolken sich bisweilen etwas mehr hoben, schimmerte der hohe Gebirgskamm bereits im blitzendsten Schmuck des Winters.

Dieser unerwartete Witterungswechsel nöthigte die Freunde zu rascher Umkehr. Beide waren der Wege nicht kundig und doch mußten sie zu Fuße gehen, weil ihre Mittel beinahe ganz erschöpft waren. Sie berechneten scherzend, wie lange sie noch mit den wenigen Groschen und Kreuzern würden haushalten können, trösteten sich aber leicht über ihre Armuth, die sie mehr spaßhaft als drückend fanden, und mit dem festen Entschlusse, nöthigenfalls als Studenten bei Pfarrern u. s. w. einzusprechen, schritten sie lustig durch Wind und Nebel fürbaß dem breiten, hohen und wilden Gebirgskamme zu, der jetzt mit

seinen Schneefeldern so ungastlich vor ihnen lag. Sie erreichten die dichten Waldpfade Mitte October.

Hier löste sich der Regen in Nebel auf, der seine kalten, feuchten Schleier über die triefende Nadelwaldung breitete. Die Wege wurden schlecht und kaum zu entdecken. Menschen begegneten den bereits einsylbig werdenden Reisenden äußerst selten. Dörfer gab es gar nicht mehr, nur hie und da lagen auf breiten Lichtungen, die ein murmelnder Bach durchrieselte, zerstreute Häuser, deren Bewohner meist düster aussahen und die Freunde, wenn sie sich nach dem Wege erkundigten, mit mißtrauischen Blicken betrachteten.

„Am Ende verirren wir uns noch in dieser, wie es scheint, endlosen Wildniß,“ sagte Engelbrecht zu seinem Kameraden, als sie bei Gelegenheit einer solchen Frage mit einer so dunkel gehaltenen Antwort beglückt worden, daß die Weisheit Salomo's zu deren Entzifferung schwerlich ausgereicht haben würde.

„Erst sollen wir uns rechts schlagen, dann bei der umgebrochenen Tanne links streichen, beim Krötenloche uns geradeaus werfen und wo die vier Schrittsteine im Waldbache liegen, wieder eine schiefe Richtung nach links nehmen! Bei uns zu Lande nennte man das einen wendischen Bescheid.“

„Hier wird's ein stockböhmischer sein“, versetzte Ewald lächelnd. „Aber nur frisch ausgeschritten, den Weg wollen wir schon finden, auch wenn wir schlimmsten Falles ein paar Stunden umgehen sollten. Wie nannte der braunhaarige Dickkopf doch gleich das Wirthshaus, das wir seiner

Ansicht nach bei gutem Laufen noch vor Abend erreichen sollten?"

„Ich glaube, das Eulennest", sagte Engelbrecht.

„Eulennest! Warum nicht Wolfshöhle?"

„Oder Geiergucke, wo 's dir so gut gefiel."

„Die Lage des halbverfallenen Gebäudes war doch wunderschön."

„Ohne Zweifel! Aber die Geschichten, die man uns dort erzählte? So gräuliche Träume, wie in jener Nacht, die wir in der windumbrausten alten Baude zubrachten, habe ich nie im Leben gehabt!"

„Und ich schlief so süß, als läge ich in Abrahams Schooße."

Während dieses Gesprächs verdickte sich der Nebel. Die beiden Wanderer konnten kaum zwei Schritte weit sehen und nach einem Merkzeichen sich umzuschauen war vollkommen unmöglich.

„Die umgebrochene Tanne finden wir nicht", sprach Ewald nach längerm Schweigen.

„Glaub's auch nicht", meinte Engelbrecht. „Mir soll's indeß ganz gleichgiltig sein, wo wir gehen, ob falsch oder recht, wenn wir nur vor Abend noch zu menschlichen Wohnungen kommen. Und sollt' ich in der Hütte eines Köhlers übernachten, ich bleibe unter dem ersten besten Strohdache, dessen ich ansichtig werde."

„Vor einiger Zeit schien es mir, als hörte ich Hundegebelle in sehr weiter Ferne", sagte Ewald. „Vernehmen

wir ähnliche Laute noch einmal, sollten wir, dächt' ich, darauf zugehen."

„Ich bin damit einverstanden, glaube aber, du hast dich geirrt."

Das Gespräch stockte wieder. Die Reisenden standen im dichtesten Walde, ein Pfad war nirgends mehr sichtbar.

„Siehst du keinen Waldbach und keine Schrittsteine?" fragte Ewald den mit seinem derben Ziegenhainer gegen die nächsten Tannen schlagenden Freund.

„Still!" versetzte dieser. „Das war wirklich Hundegebell."

Beide blieben stehen und lauschten mit angehaltenem Athem. Von rechts, wo der Wald eine Berglehne bedeckte, wiederholte sich das Geräusch.

„Da oben gibt's Wohnungen", sagte Engelbrecht, und wie schlecht der Weg über dieses abscheuliche Geröll und feuchte Moos auch ist, wir müssen da hinauf!"

Jetzt verhallte ein Schuß im Walde.

„Ich wette, wir erreichen eine Försterei", versetzte Ewald. „Jäger sind gute Gesellschafter, wenn sie auch nichts als lustige Lügen zu erzählen wissen. Außerdem führen sie in der Regel eine gute Küche, und ich hätte bei dem verzweifelten Appetite, den ich spüre, nicht übel Lust, ein Birkhuhn oder meinetwegen auch einen Wildschweinsbraten verzehren zu helfen."

„Vorwärts! Vorwärts! Erst strapazire dich und bist du am erwünschten Ziele, dann mache beliebig den Küchenzettel."

Eine Viertelstunde genügte, die Waldhöhe zu erklimmen. Die Fußwanderer sahen sich auf einer Bergwiese, die nach dem Gebirge zu aufstieg. Zur Linken hörten sie ein starkes Wasser rauschen. Einige Aussicht gestattete der dichte Nebel, der regungslos in die Waldung hineinhing, nicht. Das Hundegebell war aber jetzt deutlicher zu vernehmen.

Die Freunde folgten den willkommenen Tönen und nach fast halbstündigem Wandern auf schlüpfrigem Pfade, der hart an einer steilen Schlucht hinführte, in deren Tiefe, von Nebel umhüllt, das Bergwasser brauste, dämmerte in einem engen Waldaushau ein langes Gebäude, construirt wie alle Wohnungen in diesem Gebirgszuge. Es war einstockig; die Wände bestanden aus langen, über einandergelegten Balken, die durch Moos verbunden und mit Kalk ausgestrichen waren. Ein Schindeldach legte sich schräg über den Unterbau, und ungefähr aus der Mitte des Gebäudes stieg ein Schornstein in ziemlicher Höhe empor.

„Schade!“ sprach Ewald. „Eine Försterei ist ’s nicht, und ich hatte mich schon auf Wildpret, auf Jagdanekdoten und eine feine Försterstochter gespitzt, der man in Ehren auf gut Studentisch zu unserm und ihrem Vergnügen die Cour machen könnte. Mich kann nichts mehr beglücken, als der vergnügliche Gedanke, daß solch ein dralles frisches Kind nach ein paar Stunden vertraulichem Geplauder des Nachts von den liebsten Träumen umgaukelt wird.“

Ein Hund schlug jetzt lauter an, eine barsche Stimme hieß ihn schweigen. Dann zeigte sich ein Mann von ungewöhnlicher Größe, wie man deren nicht selten in diesen Hin-

terwäldern Mitteldeutschlands begegnet. Er grüßte die Reisenden kurz und nicht eben sehr freundlich, beantwortete aber die Frage Engelbrecht's, ob sie wohl Quartier bekommen könnten, mit den einfachen Worten:

„Kann angehen."

Gleichzeitig riß er den Hund, welcher das Haus bewachte, von der offenstehenden Thür zurück und winkte den Freunden einzutreten.

2.

Das Wohnzimmer des Gebirgshauses war geräumig. Ein gewaltiger Kachelofen lings von der Eingangsthür strahlte eine fast unangenehme Hitze aus, die indeß in einiger Entfernung nicht mehr belästigend wirkte. Rund um den Ofen lief eine breite roh gezimmerte Holzbank, auf der ein altes Mütterchen neben einem Spinnrade saß, das sie fleißig drehte. Beim Eintritt der jungen Männer sah sie gleichgiltig auf und erwiderte ihren Gruß durch bloßes Kopfnicken.

Die ganze Einrichtung des einsam gelegenen Hauses zeigte, daß der Besitzer desselben das Recht habe, Schenkwirthschaft zu treiben. Es gab eine Art Schenktisch auf der andern Seite der Thür und hinter demselben auf Brettern an der Wand standen Gläser und Flaschen in ausreichender Anzahl.

Nachdem die ermüdeten Freunde hinter einem der

braunroth angestrichenen Tische auf Holzschemeln Platz genommen und die Tornister, welche sie trugen, abgelegt hatten, trat der lange Mann, den sie zuerst bemerkten, vor sie hin mit der Frage: ob sie was schafften? Auf ihre Antwort, sie wären mit Allem zufrieden, was Küche und Keller böten, entfernte sich dieser wieder.

„Ein wunderlicher Mensch", flüsterte Ewald seinem Gefährten zu. „Hast du ihn dir genau angesehen? Er ist ja von Oben bis Unten gleichsam in Leder eingenäht. Strümpfe, Beinkleider, Weste, Jacke, — Alles ist von Leder! Eine originelle Figur!"

Der so Beschriebene trat wieder in die Stube, in der einen Hand ein paar hölzerne Teller, in der andern eine Schüssel mit geräucherten Würsten tragend. Er stellte Beides auf den Tisch, legte ein eben erst angeschnittenes radförmiges Roggenbrod daneben, holte endlich Butter, Salz und ein paar Biergläser herbei und setzte sich dann auf die Bank, die längs der braunen Holzwand hinlief.

„Wo sind wir denn eigentlich?" sprach Engelbrecht, den Speisen mit Appetit zusprechend. „Wir haben uns in der Wildniß verirrt und wie es scheint, ganz und gar die Richtung verloren."

„Wir heißen's das Waldhaus", versetzte der im Ledercostüm. „Eine gute Stunde weiter nordwärts lichtet sich der Wald, und da läuft die Grenze quer durch."

„Ist's weit von hier bis zum Eulennest?"

„Nicht allzuweit, aber den Weg dahin findet kein Fremder."

Draußen krachte wieder ein Schuß. Die alte Spinnerin hielt das schnurrende Rad an, der im Leder stand auf und ging hinaus. Im Zimmer herrschte tiefe Dämmerung, denn der Nebel ward bei sinkender Sonne noch dichter und hüllte jetzt wieder Alles in seine feuchten, kalten Schleier.

Jetzt ließ sich eine senore Männerstimme hören, und gleich darauf trat ein Mann in den besten Jahren, fast wie ein Jäger gekleidet, ein, grüßte die Fremden, nahm die Büchse, die er trug, von der Schulter und hing sie in einen unfern des Ofens stehenden Schrank, aus dem noch ein paar andere Gewehrläufe, Hirschfänger und Pistolen blinkten.

„Hast du 'was geschossen, Gregor?" fragte das Mütterchen am Ofen den rüstigen Mann. „Ich hörte deine Büchse zwei Mal."

„Nein, Mutter", versetzte der Gefragte. „In solchem Nebel trifft man nichts. Ich schoß auch blos in die Luft hinein, um die Läufe wieder reinigen zu können und Leuten, die sich vielleicht verlaufen haben, ein Zeichen zu geben."

„Woher des Wegs?" wandte er sich darauf blitzschnell an die Freunde, schob sich einen Schemel an den Tisch, zog eine Tabakspfeife aus seinem graugrünen Rocke, der nur bis auf die halben Schenkel hinabreichte, und begann sie geläufig aus einem ledernen Beutel mit Tabak zu füllen. „Seind's Studenten? Auf der Vacanz?"

Die Freunde bejahten, erzählten ihm, wie sie herum-

geirrt, und endlich in dies friedliche Asyl gekommen wären und bemerkten schließlich, daß sie gern einen Tag lang ausruhen möchten, wenn das ihre Kasse erlaube. Leider aber sei die so sehr erschöpft, daß sie kaum wagen dürften sich satt zu essen, noch weniger länger als hoch nöthig, in einem Wirthshause zu rasten.

Gregor lachte. „Wenn's halt weiter nichts ist, da kann wohl Rath werden", sagte er munter. „Bei mir hat schon Mancher umsonst gegessen, warum sollten die jungen Herren nicht auch einen oder ein paar Tage meine Gäste sein? Das Waldhaus geht deshalb nicht unter und überdem wär's mir schon recht, wenn Sie sich ein Bissel hier ausruhen wollten. Das Wetter bleibt schlecht — ich kenne unsern Grenzwald — wir schwatzen eins zusammen, und giebt's 'was zu thun, wie ich denke, so legen die Herren geschwind mit Hand an. Wie? Sind Sie's zufrieden?"

Er reichte Engelbrecht, der ihm zunächst saß, die offene Hand hin. Sein Gesicht war frei, sein Auge ruhte lächelnd auf dem des jungen Mannes.

„Meinethalben", versetzte dieser kräftig einschlagend. „Wenn mein Freund und Kamerad nichts einzuwenden hat, so nehm' ich das Anerbieten willig an. Die Zeit drängt uns nicht."

„Abgemacht, wir bleiben!" bekräftigte Ewald, seine Hand ebenfalls Gregor reichend, in dem sie den Wirth und Eigenthümer des Waldhauses vor sich sahen. „Was aber kann's zu thun geben?" setzte er hinzu. „Als Jäger sind wir schwerlich zu brauchen."

„Werd's nicht verlangen", erwiderte Gregor mit einem verschmitzten Augenblinzeln. „Sie studiren doch mit auf die Klugheit?"

Die beiden Freunde antworteten nicht. Gregor rückte Engelbrecht näher.

„Wissen's", sprach er leise, doch so, daß der nahe sitzende Ewald ihn verstehen konnte, „ich hab' was vor, das geheim bleiben und also auch ganz im Geheim gethan werden muß. Glotzen's mich nicht so an, 's ist halt nichts Schlechtes! Damit ich's aber ausführen kann und einen richtigen Nutzen davon hab', brauch' ich ein paar zuverlässige Leute, die weiter nichts dabei zu thun haben, als ein klein Bissel scharf aufzupassen."

„Sie wollen uns doch nicht als Spione verwenden?" fiel Ewald scherzend ein.

Gregor machte ein Zeichen, das dem Fragenden Schweigen gebot; denn die Thür ging auf und ein junges hübsches Mädchen trat ein. Sie trug zwei dünne Talglichter in hölzernen Leuchtern. Indem sie den Fremden, ohne aufzusehen, guten Abend bot, stellte sie eins der Lichter auf den Schenktisch, das andere neben Gregor. Als dies geschehen war, raunte sie Letzterem zu:

„Wenzel wartet draußen, er will wissen, was du beschlossen hast."

„Gieße den Herren die Gläser voll, Susanne", sagte Gregor, stand auf und verließ die dunstige, nur sehr düster erleuchtete Stube. Das Mädchen that, wie ihr geboten ward und folgte dann dem Vorausgegangenen.

Die Freunde sahen einander mit so merkwürdig fragenden Blicken an, daß sie gleich darauf, jeder über den Andern, lachen mußten.

„Ich denke, 's giebt ein ganz lustiges Abenteuer", flüsterte dann Ewald. „Das kommt uns gerad' zu passe. Auf unserer ganzen Tour hörten wir immer nur die seltsamsten Geschichten erzählen, erlebt haben wir gar nichts. Es ist aber die höchste Zeit, daß die Romantik der Gebirgswelt uns in ihre Zauber einweiht, sonst kehren wir zurück, ohne etwas Ungewöhnliches erfahren zu haben. Erfundene Geschichten aber, auf die wir uns besinnen müßten, lassen sich doch nie so anmuthig erzählen als etwas wirklich Geschehenes. Also ohne Furcht und Zagen nur mitten hineingesprungen in die so geheimnißvoll verhüllte Zukunft! Am Ende haben wir das beneidenswerthe Glück, einen Akt aus der Geschichte der Geiergucke in dieser Waldwildniß lebendig werden zu sehen."

Die Freunde hatten hinreichend Zeit ihre Vermuthungen sich mitzutheilen, denn es verging eine ganze Stunde, ohne daß irgend Jemand sich sehen ließ. Weder Gregor noch Susanne kamen zurück, auch der riesengroße Mann im Ledercostüm, den die Reisenden für einen Knecht hielten, blieb aus. Vertieft in ihr Gespräch, merkten sie nicht, daß die spinnende Alte am Ofen einschlief. Erst als das Gezirp einiger Heimchen, die im Gemäuer des Ofens oder in dem Gebälk der Zimmerwand nisteten, sich immer schrillender hören ließ, gewahrten sie das nickende Mütterchen.

„Weißt du was?" sagte Engelbrecht. „Das ist ein Ort und eine Umgebung, wo man ohne große Anstrengung das

Gruseln lernen könnte! Wir wissen Beide nicht genau, wo wir sind; wir kennen weder Weg noch Steg, noch die wirklichen Namen der hier hausenden Menschen. Draußen rauscht der Wald, schleift der eisige Nebel, in der unfernen Schlucht tost ein wahrscheinlich reißendes Bergwasser! Meinst du, es werde Jemand Nachfrage halten, wenn wir hier auf geschickte Weise escamotirt würden?"

„Du scheinst bereits mitten in's Gruseln versunken zu sein", erwiderte Ewald. „Obwohl ich nun zugeben muß, daß sich nach dem gemachten Anerbieten des stattlichen Wirthes die Dinge etwas seltsam anlassen, dünkt mich doch, es ist für uns keine Gefahr vorhanden. Abzunehmen ist uns nichts, das haben wir diesem Herrn Gregor in vielleicht etwas zu weit getriebener studentischer Sorglosigkeit gestanden. Menschen aber, die durch ein Verbrechen etwas gewinnen wollen, schlagen gewiß keine armen Schlucker todt. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sehe ich der Nacht und was etwa mit dieser kommen mag, voll Gleichmuth und Ruhe entgegen."

Ewald hatte kaum ausgesprochen, als der Hund ein lautes Gebell erhob. Durch einige unverständliche Zurufe schnell wieder beschwichtigt, hörten die Freunde ein rasselndes Geräusch, das ungefähr so klang, als ob einige Gewehrkolben unvorsichtig auf Steine niedergestellt würden. Es folgte ein Gemurmel vieler Stimmen, dann vernahm man schwere Tritte lang ausschreitender Männer. Endlich ging die Zimmerthür wieder auf, und hinter einander, langsam und schweigsam, schritten sechs Männer herein, die nicht viel

kleiner und eben so stämmig als der im Leder waren, fast eben so gekleidet gingen und die jungen Reisenden flüchtig grüßend, gemächlich an dem großen viereckigen Tische in der hintern Ecke des Zimmers sich niederließen. Von dem Geräusche, das ihre schweren Tritte auf den holperigen Dielen machten, erwachte die eingeschlafene Alte auf der Ofenbank. Ohne über den neuen Besuch zu erstaunen, bot sie den Männern guten Abend, ergriff dann ihr Spinnrad und zog sich in ein kleineres, an das Wohnzimmer des Waldhauses stoßendes Gemach zurück, dessen Thür sie sofort von innen verriegelte.

3.

Die neuen Ankömmlinge wurden alsbald sehr laut, leider aber bedienten sie sich bei ihrer Unterhaltung eines Idioms, das die reisenden Studenten nicht verstanden. Es war Czechisch, die Sprache der Grenzbewohner auf der Südhälfte des Gebirges. Czechische Abstammung verrieth auch Gesichtsbildung, Farbe und Haltung der Gäste im Waldhause. Man hätte sie bequem für Abkömmlinge der längst verschwundenen Hussiten halten können, so trotzig schauten sie unter struppigen Brauen in die Welt, so entschlossen, unbeugsam, thatenlustig traten sie auf. Man konnte errathen, daß es gefährlich sein möge, mit so eigen gearteten Menschen, die etwas von der Natur der Wilden zur Schau trugen, in Uneinigkeit zu gerathen.

„Es sind Räuber, ich wette!" flüsterte Engelbrecht seinem Freunde zu. „Die Gewehre haben sie draußen stehen lassen, um uns ihr verbrecherisches Gewerbe nicht zu verrathen. Aber wir sind in ihrer Macht und werden jedenfalls Alles thun müssen, was sie von uns verlangen."

„Wenn du Recht hättest, ließe sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, unser so zuvorkommender Gastfreund sei ihr Hauptmann", versetzte ebenfalls flüsternd Ewald.

„So wird es auch sein", fuhr Engelbrecht fort. „Es harmonirt das vortrefflich mit seinem Anerbieten und den Gegenleistungen, die er von uns begehrt. Wir sollen Wache halten, wenn die saubere Gesellschaft irgendwo einbricht oder erwartete Reisende Behufs der Plünderung überfällt. Vielleicht paßt man auch gar einem reichen Kaufmann auf und hat beschlossen, ihm das Garaus zu machen. Wahrhaftig, da hat uns der leidige Zufall einen allerliebsten Possen gespielt."

Der Eintritt Gregor's verhinderte eine Antwort Ewald's. War Engelbrecht's Vermuthung begründet, so mußte man zugeben, daß niemals ein Räuberhauptmann und Kehlabschneider sich Fremden gegenüber mit größerer Unbefangenheit und Bonhomie benommen hatte. Der berühmte Fra Diavolo konnte nicht zuvorkommender, freundlicher und munterer gewesen sein. War Gregor kein galanter Ritter, so lag dies sicherlich weder an seinem guten Willen, noch an seiner Befähigung dazu, sondern einzig an dem bergigen Versteck des Waldhauses, das nur selten von Fremden besucht werden mochte.

Gregor setzte sich sogleich wieder zu den Studenten, deren Geplauder ihm zu behagen schien. Die trotzigen Gebirgsgestalten am großen Tische kümmerten ihn wenig, obwohl er sich häufig in ihr Gespräch mischte.

Susanne, wie die Freunde jetzt erfuhren, eine jüngere Schwester Gregor's, ging geschäftig ab und zu, um den Männern Speise und Trank in bedeutender Menge aufzutragen. Geheimnisse hatten die Geschwister nicht unter einander, denn sie sprachen stets deutsch, was übrigens auch die später angekommenen Gäste recht gut verstanden.

„Das sind stämmige Leute, Herr Wirth", sagte Ewald, als Gregor von einem derselben gerufen wurde und kurze Zeit lebhaft mit ihm gesprochen hatte. „Aus Stockböhmen, wie?"

„Ach nein", versetzte der Gefragte. „Stockböhmen könnten wir hier nicht brauchen."

„Bleiben wohl auch über Nacht?" forschte Engelbrecht.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Kommt Alles drauf an, ob der Wind sich dreht und der Nebel etwas dünner wird. Zu dem, was wir vorhaben, taugt helles Wetter eben so wenig als stockfinstere Nacht. Ich denk', wir machen ein Spielchen zusammen. 's sind lauter gute Freunde, und wenn Sie's nicht unter Ihrer Würde halten, einen langen Abend mit ungeschulten Waldleuten durch Spiel verkürzen zu helfen, soll mich's freuen."

„Es ist nur ärgerlich, daß wir nicht bezahlen können, wenn wir verlieren", meinte Ewald; „denn —", er kehrte seine Tasche um und hielt dem Eigenthümer des Wald-

hauses einen mit nur wenigen Kupferkreuzern gefüllten Beutel hin.

Gregor brach in herzhaftes Lachen aus und erwiderte: „O, das hat Zeit! Wir bezahlen unsere Verluste nie eher, als bis wir einen guten Fang gemacht haben. Von dem Zufall baaren Gewinnes, den alsdann Jeder erhält, berichtigen wir erst unsere Schulden. Nicht wahr, Ihr Männer?"

„Sacramensky, so ist's!" sagte der Wildaussehendste von Allen, zog die ohnehin schon finstere Stirn in noch finsterere Falten und schlug mit der gewichtigen Faust so heftig auf den fichtenen Tisch, daß die Gläser klirrten und schütterten.

„Sie nehmen also unsern Vorschlag an?" fragte Gregor die Freunde, einen so schlauen Blick auf sie werfend, daß sie Alles, nur nichts Gutes darin zu lesen vermeinten. Aber was war zu machen! Wie die Dinge lagen, mußten sie sich ja jedem Wunsche des Hausherrn, in dessen Gewalt der Zufall sie geführt hatte, unbedingt fügen.

„Keine Frage, wir sind in eine grauenhafte Räuberhöhle gerathen", säuselte Engelbrecht seinem Studienfreunde zu, als Gregor sich wieder entfernt hatte, um Karten und Kreide herbeizuholen. Ewald konnte nicht widersprechen; er bat den Freund und Gefährten nur mit Blicken, sich zu beherrschen und keine Aengstlichkeit zu zeigen.

Die unheimlichen Männer am großen Tische rückten zu, um den jungen Reisenden Platz zu machen. Sie sprachen jetzt Alle ein leidliches Deutsch, an dem nur der

fremdartige Accent auffiel. Gregor kam mit einem viel gebrauchten Spiel Karten zurück, mischte sie, legte die Kreide vor sich auf den Tisch und ließ Ewald abheben. Dann gab er an Jeden drei Blätter, warf Trumpf aus und schrieb der Reihe nach die Anfangsbuchstaben der Namen aller Mitspielenden seitwärts auf den Tisch. Die Namen seiner jungen Gäste wurden mit E I. und E II. verzeichnet.

„Wie nennt sich das Spiel", fragte Engelbrecht, „und welches sind die Regeln?"

„Wir nennen's Rathen", erwiderte Gregor. „Es ist ein reines Glücksspiel, da keiner die Karte seines Nachbars wissen kann, und mithin immer der Zufall den Ausschlag gibt. Geben Sie Acht, dann haben Sie die Geschichte gleich weg. Es unterhält und macht Spaß, und wir haben's schon mehr als einmal gehabt, daß wir bis Sonnenaufgang eifrig rathend beisammen saßen und sogar ein guter Fang uns dadurch entging. Weißt du, Módre, im vorigen Winter während des großen Schneesturms? Wir haben uns wochenlang darüber geärgert."

„Beim heiligen Wenceslaus, das haben wir!" bekräftigte der Gefragte. „Aber ich denke später im Frühjahr haben wir uns tüchtig dafür gerächt!"

„Laß uns immer daran denken, damit wir kein Zeichen überhören!" fiel der wildest Aussehende von Allen ein und rief seinem Nachbar zur Linken zwei Karten zu. Eine davon legte dieser vor ihm auf den Tisch und hob dafür eine andere von dem Ueberreste ab. Gregor machte einen Strich zu dem Namen des glücklich Rathenden.

Das Spiel kam bald in raschen Gang. Die Studenten erfaßten den Sinn desselben leicht, riethen meistentheils sehr glücklich und wurden nach kurzer Zeit so warm dabei, daß sie nicht weiter an die ihnen wahrscheinlich drohende Gefahr und an die schauerliche Gesellschaft dachten, unter der sie sich befanden. Susanne, die keinen Theil an der Unterhaltung der Männer nahm, ward oft von ihrem Bruder gerufen und mußte immer von Neuem frisches Getränk aufsetzen, wovon diese unverwüstlichen Waldnaturen eine ganz unglaubliche Menge vertilgen konnten, ohne dadurch berauscht oder auch nur aufgeregt zu werden.

Es war ein Bild, würdig von dem Pinsel eines Salvator Rosa verewigt zu werden. Der matte Schein zweier trübbrennender Lichter, die zwischen den Spielenden standen, erleuchtete nur düster die verwilderten, jetzt vom Eifer des Spiels leidenschaftlich erregten Züge der unheimlichen Männer, zwischen denen sich die jugendlich frischen, offenen und vornehm aussehenden Gesichter der beiden Studenten mit ihrem braunlockigen Haar wie ein paar Engel des Lichtes ausnahmen. An der schwarzbraunen Bohlenwand, eben so an der Decke der nicht hohen Stube bewegte sich dann und wann eins jener graugrünen Heupferde oder Grashüpfer, die man in jener Gegend Heimchen oder Heimliche nennt, und die in keinem echten Gebirgshause fehlen. Wären sie nicht vorhanden und vernehmen die Bewohner nicht fortwährend das einförmige Gezirp dieser beliebten Thierchen, so würde ein so verlassenes Haus wahrscheinlich sehr bald unbewohnt bleiben, weil man

glaubt, mit dem Auszuge der Heimchen entferne sich auch das Glück und der Segen Gottes aus einer menschlichen Wohnung.

Kurz vor Mitternacht ließ sich plötzlich der einsylbige Wenzel, der riesige Knecht im Ledercostüme wieder sehen. Er war so leise eingetreten, daß ihn Keiner der eifrig Spielenden hatte kommen hören. Erst als er sich über Gregor's Schulter beugte, gewahrten die Freunde das lederartige, kalte, fast traurige Gesicht des Halbriesen. Ewald ließ unwillkürlich seine Karten sinken. Weder er noch sein Gefährte verstanden, was der Knecht seinem Herrn mittheilte. Aus der Eile nur, mit der er aufsprang und den ihm zunächst sitzenden Mòdre winkte, nahmen sie ab, daß die Nachricht von Wichtigkeit sein müsse. Als beide Männer sich entfernten, legten die Uebrigen die Karten auf den Tisch, blieben aber sitzen und nahmen nur die Stellung von Menschen an, die aufmerksam horchen. Dabei riefen sie sich einzelne czechische Worte, als wäre es eine Parole, leise zu.

Die Freunde saßen schweigend, mit laut klopfenden Herzen zwischen den vom Spiel und Getränk Erhitzten. Sie wagten sich weder zu rühren noch zu sprechen. Da schrillte ein so gellender Pfiff durch die Luft, daß die Scheiben klirrten, ein zweiter machte die Lauschenden aufspringen und in größter Eile hinausstürzen. — Dann trat wieder lautlose Ruhe ein.

Noch wußten die Reisenden nicht, was sie von diesem Vorgange halten sollten, als Gregor schon wieder zurück-

kam. Es schien den Freunden, als sähe der Wirth des Waldhauses blaß aus. Wie er sich abermals zu ihnen setzte und nach dem vor ihm stehenden Glase griff, wollte Engelbrecht bemerken, daß er zitterte. Eine Frage an ihn zu thun war aber nicht möglich. Die czechisch sprechenden Männer rissen jetzt ebenfalls die Stubenthür auf, und je Drei trugen eine längliche Kiste, fast wie ein Sarg gestaltet, mit Decken umhüllt. Susanne leuchtete ihnen, klopfte dann an die Thür, hinter welcher die spinnende Alte verschwunden war, erhielt sofort Einlaß, und geleitete darauf die geheimnißvollen Männer mit ihren noch geheimnißvolleren Lasten in dies völlig dunkle Versteck.

„Das ging glücklicher denn je", sprach Módre, der zuerst wieder in das Wohnzimmer trat, zu Gregor, welcher inzwischen diehin geworfenen Karten wieder zusammengerafft hatte und sie auf's Neue zu mischen begann. „Darüber kräht sicherlich kein Hahn mehr. Der Wenzel ist ein Satanskerl im Auslugen."

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und nahm seinen alten Platz am Tische wieder ein. Die andern Männer folgten in gleicher Weise, alle, wie sie nicht verbergen konnten, in eigenthümlicher Aufregung.

„Spielen wir noch?" fragte Gregor.

„Lassen wir's lieber sein", versetzte Módre. „Der morgende Tag ist lang, er wird neblich sein, wie der vergangene und gegen Abend bekommen wir alle Hände voll zu thun. Die Herren Studenten sind auch müde.

Weiſ' ihnen eine geruhige Schlafſtelle an. Wir Andern betten uns, wie immer, auf dem Heuboden."

Gregor warf die Karten fort, ſchärfte Suſanne ein, die Ziffern auf dem Tiſche nicht zu verwiſchen und forderte dann die verſtummten Freunde mit einem „Wenn's beliebt?" auf, ihm zu folgen. Sie thaten es mit ſehr gemiſchten Empfindungen, ohne den voranſchreitenden Wirth durch Fragen zu beläſtigen.

4.

Angſt und Furcht können auch von Natur beherzten Menſchen fatale Streiche ſpielen. Die beiden Freunde waren durchaus nicht feige, ſie ſahen einer offenen Gefahr unerſchrocken in's Auge und würden ſelbſt einer gefährlichen Uebermacht nicht ohne hartnäckigen Widerſtand gewichen ſein. Aber dem im Dunkeln ſchleichenden Morde, dem verrätheriſchen Auflauerer zu begegnen, beſaßen ſie kein Mittel und darum nahm die Angſt Beſitz von ihren Herzen.

Es war ein enger Bretterverſchlag, den Gregor ihnen als Schlafſtelle anwies.

„Mit Betten kann ich den jungen Herren nicht dienen", ſprach er, das mitgenommene Licht auf einen der beiden Schemel ſtellend, welche das ganze Ameublement des unfreundlichen Raumes bildeten: „Sie werden wohl

eben so gut auf einer Streu schlafen, d. h. wenn Sie überhaupt schlafen können. — Sind ja müde.“ Er wünschte ihnen gute Nacht und ging mit einem Zug spöttischen Lächelns von dannen.

Die Freunde sahen einander ernsthafter an, als sie gewohnt waren.

„Was ist nun das Klügste?“ sagte nach kurzer Pause Engelbrecht. „Echappiren wir?“

„Wenn wir könnten, würde ich mich nicht übertrieben lange in diesem verdammten Räuberneste aufhalten“, versetzte Ewald, seinen Tornister über die Schemellehne hängend und mit seinem gewichtigen Ziegenhainer spielend. „Wie aber sollen wir das Freie gewinnen und wie gar in diesem Nebel und bei unserer gänzlichen Unkenntniß der Wege entkommen? Gewahrt dies heillose Volk unsere Flucht und holt uns ein, dann brauchen wir uns keine weitere Sorge um unser weltliches Fortkommen zu machen. Das steht einmal baumfest!“

„Und wenn sie uns während der Nacht abschlachten?“ warf Engelbrecht ein. „Der büchsenreiche Herr Wirth dieses in gemüthlicher Waldeskühle so überaus romantisch gelegenen Gebirgshauses hatte so einen allerliebsten Mordzug um seinen trotzigen Mund, daß ich's ordentlich schon fühlte, mit welcher Sicherheit er mir von hinten einen seiner blanken Hirschfänger zwischen die Rippen stieß.“

„Unser Tod brächte dem Manne keinen Gewinn“, erwiderte Ewald. „Darum entschlage dich aller Todesgedanken und laß uns der Sicherheit wegen so lange wach

bleiben, als es uns möglich ist. Ein Abenteuer, in das man durch Zufall geräth, muß man ritterlich bestehen, sonst hat's keinen Sinn. Uebrigens sind wir unter Umständen nicht übler d'ran, als einem geübten Schläger gegenüber auf der Mensur. Also fort mit den Grillen. Zünden wir uns noch eine Cigarre an und plaudern wir, bis der Schlaf uns übermannt!"

Engelbrecht mußte dem Freunde Recht geben. Bald brannten die Cigarren und erfüllten mit ihrem Arom den ungemüthlichen Schlafraum. Er hatte nur ein kleines Fenster, aus dem man die Waldwiese übersehen konnte, an deren südlichem Rande das einsame Haus lag. Verdächtige Zeichen irgend welcher Art waren nicht zu bemerken. Man hörte weder unheimlich flüsternde Stimmen, noch schleichende Tritte, noch Waffengeräusch. Nur ein paar Thüren klappten noch einige Male auf und zu, dann trat die tiefste Stille der Nacht ein, die nicht einmal von dem Gebell eines Hundes oder dem Gekrächz eines aufgescheuchten Vogels unterbrochen wurde.

So lange das dünne Talglicht einen schwachen Schein in dem Bretterverschlage verbreitete und die Cigarren dampften, blieben die Freunde munter. Mit dem Verlöschen des gaukelnden Lichtes aber meldete sich doch trotz der bedrohlichen Situation, in die ein fataler Zufall sie gebracht hatte, auch der Schlaf. Und da es jedenfalls gleichgiltig war, ob man das Kommende sitzend oder liegend erwartete, so beschlossen die Ermüdeten nach nochmals gepflogener Berathung, sich auf die hergerichtete, mit reinem Linnenzeug

überbreitete Streu zu strecken. Zuvor untersuchten sie noch die Thür des Verschlages. Sie war nicht verschlossen, sondern nur zugeklinkt. Es fand sich jedoch ein Riegel, dessen Vorschieben aber in so fern nutzlos war, weil er mittelst eines darüber befindlichen schmalen Spaltes in der Thür auch von Außen leicht geöffnet werden konnte. Dennoch verriegelte Engelbrecht die Thür, indem er bemerkte:

„Man hört wenigstens, wenn eine unbefugte Hand sich etwas an der Thür zu schaffen machen sollte.“

Die ermüdete Natur forderte bald ihr Recht. Beide junge Männer schlummerten ein und als sich wirklich ein klapperndes Geräusch an der Thür hören ließ, graute bereits der Tag und die Stimme Gregor's fragte, ob die jungen Herren wohl Lust hätten mit ihm einen Spaziergang in den Wald zu machen? Zwar neble es noch stark, die Luft sei aber stärkend und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß sogar die Sonne nach einigen Stunden Gewalt über das brodelnde Gewölk bekomme.

Die Freunde wunderten sich selbst, daß sie so ruhig geschlafen hatten. Sie gaben dem Fragenden eine halb zusagende Antwort, warfen sich rasch in die Kleider und erfrischten sich, ehe sie in das gemeinschaftliche Wohnzimmer des Waldhauses traten, durch einen Trunk klaren Bergwassers, das nahe vor dem Hause aus niedrigem Ständer in einen langen granitenen Trog rieselte.

Hier begrüßte sie anfangs brummend und murrend, dann aber schwanzwedelnd der große zottige Hund, der, freigelassen, das gutmüthigste Thier von der Welt war, an die Kette ge-

legt aber bei Annäherung jedes Fremden ein ganz wüthendes Gebell erhob.

„Ich glaube beinahe, wir haben uns um nichts und wieder nichts so geängstigt", sprach Ewald, das ganz stattlich aussehende Gebäude und den es umgebenden Hof überblickend, der sauber gehalten war und dessen Geräthschaften von Wohlhabenheit des Besitzers zeugten.

„Mir wollen nur nicht die Gewehre, die alten Doppelpistolen, die hinter der Thür hängen und sicherlich mit Rehposten oder gehacktem Blei geladen sind, und endlich zwei höchst verdächtig aussehende riesige Stöcke oder besser Knittel gefallen, die recht versteckt in einem dunkeln Winkel gleich neben der Treppe lehnen", erwiderte Engelbrecht.

„Die Gebirgseinsamkeit macht allerhand Vorkehrungen und Einrichtungen nöthig", meinte Ewald, „deren man im ebnen, angebauten Lande nicht bedarf. Ein Jagdliebhaber, vielleicht auch ein Wilderer mag nebenbei der Wirth des Hauses wohl sein, der überhaupt ganz das Aussehen eines unternehmenden Mannes hat."

Engelbrecht schüttelte ungläubig den Kopf. Sie traten in das Wohnzimmer, das sie am Abend vorher unter bangen Befürchtungen verlassen hatten. Hier fanden sie die trotzigderben Männer bereits wieder an demselben Tische versammelt, lustig und guter Dinge, wie es schien, und mit dem Verzehren eines landesüblichen Frühstücks beschäftigt. Sie sprachen abermals czechisch, boten aber den eintretenden Studenten auf deutsch guten Morgen, und ein paar von ihnen, unter diesen auch Módre, reichten ihnen die braune, schwie-

lige Rechte zum Gruße. Alle sahen rauh, ja wild, nicht aber eigentlich bösartig aus. Das Heimliche, Versteckte, Zugekniffene oder Verschmitzte ergrauter Verbrecher trug Keiner derselben in seinen wetterharten Zügen zur Schau.

Während die Studenten ebenfalls ihr Frühstück mit gutem Appetit verzehrten, brachen die Männer auf. Es zeigte sich jetzt, daß Jeder einen fast mannshohen, am untern Ende schwer mit Eisen beschlagenen Stock und einen großen Ranzen, sonst aber durchaus keine Waffe trug. Sie sprachen noch kurze Zeit lebhaft in ihrem slavischen Idiom mit Gregor, grüßten nochmals ihre Mitspieler von gestern und gingen dann fort, während Módre, der offenbar eine Art Anführer war, mit breitem Lächeln zu den Studenten sagte:

„Heute Abend rechnen wir ab mit den Herren. Schaun's halt gut aus, daß ordentlich 'was abfällt bei dem G'schäft. Der Gregor wird Sie schon hinstellen, wo 's nicht allzu viel auf sich hat mit der G'fahr. Auf Wiedersehen!"

Damit verließ die geheimnißvolle Gesellschaft das Waldhaus, schlug den Weg quer über die Wiese ein und verschwand nach wenigen Augenblicken in dem wieder dicht fallenden Nebel.

5.

Gregor klopfte jetzt an die Thür, durch welche in vergangener Nacht die sargartigen Kasten nach einem wahr-

scheinlich jedem Fremden unzugänglichen Versteck gebracht worden waren. Sie hörten ihn gleich nach deren Oeffnung laut sprechen. Da er slavisch sprach, verstanden die Freunde ihn nicht, indeß nahmen sie aus dem Klange der Stimme ab, daß er irgend Jemand Befehle ertheile. Wieder zurückkehrend, zog er die Thür behutsam hinter sich an, worauf man das Klappen eines Riegels vernahm.

Nun trat der muskulös gebaute Mann an den Gewehrschrank, ergriff eine Doppelbüchse und hing sie sich über die Schulter. Dann nahm er noch zwei andere einläufige Gewehre heraus und reichte jedem seiner jungen Gäste eins derselben.

„Sie verstehen gewiß umzugehen mit Gewehren", sagte er zuversichtlich, ein wohlgefülltes Pulverhorn und einen Schrotbeutel ebenfalls dem Schranke entnehmend. „In unsern dichten Wäldern kann man nicht ohne Schußwaffe herumstreifen. Es gibt zu viel waghalsiges Gesindel an den Grenzen. Mitunter braucht man auch ein sicher treffendes Feuerrohr zur Erlegung eines Wildes, dessen Ausrottung von der Regierung befohlen ist. Ich habe in den dreißig Jahren, die ich hier wohne, schon drei Wölfe erlegt, und bei Ablieferung der Felle jedesmal den ausgesetzten Lohn dafür in gutem Silber ausbezahlt erhalten."

Die Freunde weigerten sich nicht, die Waffen anzunehmen. Sie mußten sich stillschweigend gestehen, daß der Besitz eines gut gehaltenen Gewehres nur zu ihrer eigenen Sicherheit dienen könne.

„Wenn's denn beliebt", fuhr Gregor fort, seinen grü-

nen breitkrämpigen Hut, den eine Heherfeder zierte, auf sein volles Haar drückend, „so wollen wir aufbrechen. Um die Mittagszeit muß ich wieder hier sein. Ich erwarte dann Besuch.“

Unter fortwährendem Gespräch ihres Führers schritten Engelbrecht und Ewald auf schlüpfrigen Pfaden bergauf, den rauschenden Waldbach in der tiefen Schlucht, dessen Wasser des Nebels wegen nicht zu erkennen war, immer zur Linken. Nach etwa viertelstündigem Steigen erreichten sie den Waldsaum; die schmalen kaum erkennbaren Fußpfade liefen hier nach zwei entgegengesetzten Richtungen.

Gregor machte Halt, wendete sich um und blickte thalabwärts. Der schwere schleppende Nebel machte alle Aussicht unmöglich.

„Schade“, sagte der kräftige Mann, „schade, daß das Gewölk gar so dicht ist und so niedrig streicht! Ich hätte den Herren sonst hier eine gar prächtige Rundsicht zeigen können.“

Während Engelbrecht sich vergebens abmühte, die feuchtgrauen Dunstschleier mit den Augen zu durchdringen, heftete Ewald die Blicke auf den Boden, um zu erspähen, welche Richtung beide Fußsteige wohl nehmen möchten. Dabei fiel es ihm auf, daß seitwärts zur Rechten, wo ein gewaltiger Felsblock noch über die höchsten Wipfel der Fichten emporragte, das Moos auffallend zerstampft war. Er ging ein paar Schritte in den Wald hinein, bückte sich und entdeckte schaudernd Blutspuren. Sie schienen noch ganz frisch zu sein und führten nach dem Felsblocke, wo sie sich nach und nach im Haidekraut verloren.

Als er wieder umkehrte, sah er Gregor bereits hinter sich. Engelbrecht blickte allein noch nach der Umsicht aus.

„Da haben sich vermuthlich ein paar geschlagen", sprach der Wirth des Waldhauses. „Man sieht's an den Fußstapfen. Und sie müssen sich tüchtig an den Ohren gezaust haben, denn der Eine hat geschweißt. Ich sag's ja, man kann ohne eine sichere Büchse in der Hand keine tausend Schritte in diese Wälder thun!"

„Giebt's Räuber in der Nähe?" fragte Ewald, einen forschenden Blick auf Gregor werfend, dessen ganzes Wesen trotz der scheinbaren Unbefangenheit, die er zur Schau trug, ihm immer verdächtiger vorkam.

„Mir ist noch keiner begegnet, aber 's kann gern sein, daß mitunter ein verwegener Strolch hinter einem Steinfelsen sitzt und aufpaßt, ob ihm ein Unvorsichtiger in die Hände läuft. An Leute mit Gewehren wagen sich solche Kerle nicht."

Engelbrecht holte die Vorausgeschrittenen jetzt ein; er ging links, während Ewald noch die Blutspuren suchte.

„Rechts, junger Herr, rechts!" rief Gregor ihm zu. „Jener Steig führt nach der Grenze. Dort streifen die Grenzjäger, mit denen ich nicht gern zusammenkomme."

„Weshalb denn nicht?" fragte Engelbrecht.

„Weil ich vor Jahr und Tag einmal mit solchen Burschen Streit bekam", versetzte lachend der Wirth aus dem Waldhause. „Das Volk hat unterweilen verteufelte Einfälle und, was schlimmer ist, will immer allein Recht haben. Das vertrag' ich nun nicht, wenn ich weiß, was

ich thue, und da kam's zwischen uns zu einem Handgemenge, wobei der Bursche schlimme Haare ließ. Seitdem passen sie mir auf, wo sie können. Sie haben mir Rache geschworen, aber ich wahr' mich schon. Gar zu nahe soll mir Keiner kommen."

Gregor schlug dabei an den Lauf seiner Büchse und sein Auge blitzte entschlossen.

„'s ist richtig ein Räuber, er mag sich stellen, wie er will!" raunte Engelbrecht seinem Gefährten zu. „Wenn sich's Wetter doch aufklären wollte, daß wir dem verdammten Waldhause entrinnen könnten!"

Ewald schwieg. Er gab im Herzen dem Freunde Recht, hielt es aber für klüger, keine Furcht blicken zu lassen. Gregor blieb heiter und schien die Frage Engelbrecht's vergessen zu haben. Er sprach wieder von allerhand lustigen Erlebnissen seiner Jugend. Dabei ging er immer gradaus, ohne nach dem Pfade zu sehen, von dem auch sehr bald keine Spur mehr zu entdecken war. Dicht hinter dem Voranschreitenden oder, wo es ging, ihm zur Seite, hielten sich die Freunde. Sie waren ganz in die Hand des Mannes gegeben, denn der Wald ward immer dichter, und oft war man genöthigt, über Felsblöcke zu klettern oder kleine Bäche in tiefen Rinnsalen zu überspringen. Plötzlich hemmte Gregor seine Schritte und riß die Büchse von der Schulter. Er kehrte sich gleichzeitig rasch um und gebot durch einen befehlshaberischen Wink den Freunden Schweigsamkeit.

Gerade vor ihnen lag ein undurchdringliches Dickicht.

Hinter diesem hörte man nun deutlich Schritte. Es rauschte in dem Gebüsch, als streiften Durchgehende heftig gegen überhängende Aeste. Gregor beobachtete scharf, dann warf er die Büchse wieder über die Schulter, winkte den wie gebannt stehenden Freunden und ließ darauf einen gellenden Pfiff erschallen, der das Echo des Waldes weckte und einige Vögel erschrocken aufflattern machte. Die Freunde fuhren vor dem schauerlich grellen Pfiff erschrocken zusammen.

Gregor bemerkte dies zum Glück nicht, sonst würde er es an einer spitzigen Rede schwerlich haben fehlen lassen. Mit großen Schritten stieg er die steile Lehne, auf der sie standen, hinab, brach durch das Unterholz und stand einige Minuten später vor zwei Wanderern, die mit großen, eisenbeschlagenen Stöcken bewehrt waren, weite, bequeme, kurze Röcke von grauweißem Fries, enganliegende Beinkleider von bräunlichem Leder und auf dem Rücken hochbepackte Reffe trugen. Aus dem Gruße dieser Wanderer erkannten die Freunde, daß sie mit Gregor auf sehr vertrautem Fuße stehen mußten. Das Gespräch ward abermals in czechischer Sprache geführt. Aus dem muntern Lachen zu schließen, in das Gregor alsbald ausbrach, mußten die Wanderer, welche die Studenten für Wetzsteinhändler aus Kärnthen oder Steiermark hielten, ihrem Führer etwas Lustiges erzählt haben. Sie schlossen sich jetzt diesen stark ausschreitenden Gesellen an, gelangten bald auf einen Holzweg, später auf fest betretene Pfade, und als der Wald sich lichtete, sahen sie in geringer Ent-

fernung ein einsames Gebäude liegen. Bei genauerem Hinblick erkannten sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen das Waldhaus, das sie vor ein paar Stunden verlassen hatten. Die beiden Wanderer blieben im Walde zurück, wechselten noch einige Worte mit Gregor und gingen dann rasch ihres Weges.

„Das hat sich gut getroffen“, sagte der Wirth des Waldhauses zu seinen jungen Gästen. „Unser Spaziergang ist nicht umsonst gewesen. Wenn's finster geworden sein wird, sollen Sie 'was erleben. Aber das sag' ich Ihnen — sein's S' halt nicht gefährlich und reißen S' nicht aus, wenn's ein Bissel Geschrei gibt. 's soll nicht Ihr Schaden sein! Und nun machen S' geschwind, daß wir unter Dach kommen! Der Nebel hat mich halt hungrig gemacht, wie einen Wolf. Bin neugierig, womit die Susanne uns tractiren wird.“

6.

Im Waldhause ging es lustig zu. Ein alter Harfner, begleitet von einem merkwürdig zerlumpt gekleideten Knaben von etwa zehn Jahren, welcher die Maultrommel spielte, unterhielten das Hauspersonal mit Spiel und Gesang. Wenn der Alte nicht sang, so ahmte er mit dem Munde zu seiner Harfe und der Maultrommel des Knaben, noch die Töne einer Flöte mit solcher Geschicklichkeit nach,

daß man in einiger Entfernung leicht alle drei Instrumente zu hören vermeinte. Ueberhaupt war der Mann nie verlegen um eine Aushilfe. Er wußte sich Alles zu Nutzen zu machen, das Geringfügigste zu seinem Vortheil zu verwenden. So gebrauchte er eine alte Messerklinge als Triangel, eine hohl-liegende Diele ersetzte die Stelle der ihm fehlenden Trommel. Unter glücklichern Verhältnissen wäre der in Armuth und ungebildeter Gesellschaft verkommene alte Harfner wahrscheinlich ein Virtuos geworden.

Alle Insassen des einsamen Hauses schienen sich an der, wenn nicht harmonischen, doch entschieden originellen Musik ergötzen zu wollen. Die alte Spinnerin saß wieder vor ihrem Rade auf der Ofenbank, Susanne lehnte am Schenktische und gab durch Kopfnicken den Takt an, und Wenzel, der riesige Knecht im Leder ließ ab und an die Buttermaschine einen Augenblick ruhen, deren Hebel er in Bewegung setzte.

Außer diesen Hausgenossen hatten sich während Gregor's und seiner Gäste Abwesenheit noch zwei Freunde eingefunden, die ihrem Anzuge nach Bauern aus der Umgegend sein mußten. Gregor kannte sie; denn während die beiden fahrenden Musikanten der Wälder ihre Unterhaltung fortsetzten, reichte der Wirth diesen Ankömmlingen die Hand, setzte sich zu ihnen und war bald in ein lebhaftes Gespräch mit ihnen vertieft. Die Studenten, deren Blicke sich jetzt der hübschen Susanne zuwendeten, schien er darüber ganz zu vergessen. Zuletzt stand er gleichzeitig mit den bäurisch gekleideten Männern auf und geleitete sie, zu nicht geringem Erstaunen der Freunde, in das verschlossene Nebenzimmer, dessen geheimnißvolles

Innere für sie halb ein Gegenstand der Neugierde, halb des Schreckens war. Beide Freunde zweifelten nämlich nicht mehr, daß im Schatten der letzten Nacht oben am Waldrande ein schweres Verbrechen verübt worden sei, und daß die Beute, welche die gewissenlosen Thäter dabei gemacht, in jener so scharf unter Schloß und Riegel gehaltenen Kammer verborgen werde.

Sonst deutete nichts auf etwas Ungewöhnliches oder Entsetzenerregendes. Der rüstige Wirth blieb fortwährend guter Laune, sprach bald mit den Fremden, bald mit den Hausgenossen in unbefangenster Weise, und hatte nichts von jener schlauen Zurückhaltung und Verstecktheit, die doch Menschen mit verbrecherischen Intentionen selten ganz durch ein erheucheltes Wesen verdecken können. Auch den Mitbewohnern des Waldhauses merkte man nichts Gefahrdrohendes an. Die alte Mutter Gregor's schien kindisch zu sein. Sie sprach fast ununterbrochen, während sie das Spinnrad drehte, mit sich selbst. Susanne nur war auffallend still, und obwohl sie gegen jeden Gast die Zuvorkommenheit einer dienstwilligen Aufwärterin zeigte, hielt sie sich doch am liebsten für sich. Es schien sie ein Herzensweh zu drücken, wofür ihr Bruder kein Mitgefühl hatte und das die altgewordene Mutter nicht mehr verstand. Der riesige Knecht Wenzel endlich war offenbar ein gutmüthiger, dabei aber äußerst beschränkter Mensch. Mit Gedanken quälte sich dieser knochenstarke Recke der Wälder sicherlich nicht. Er war gewöhnt blindlings zu gehorchen, und gerade dieser Eigenschaft wegen jedenfalls in dem Waldhause ein höchst verwendbares Subject.

Auf Gregor's Wink deckte Susanne behend den großen Tisch, wo Abends vorher die fremden Männer gesessen hatten. Alle Anwesenden, die alte Mutter nicht ausgenommen, nahmen daran Platz. Die aufgetragenen Speisen waren derber Art, aber schmackhaft zubereitet. Sie würden für eine doppelt große Zahl von Gästen ausgereicht haben. Aus Gutmüthigkeit erhielten auch der Harfner und dessen Knabe reichliche Portionen zugetheilt; sie mußten diese aber auf der Ofenbank verzehren.

Noch über Tische lichtete sich der Nebel, die Gipfel der Berge traten, mit weißen Schneemänteln umhangen, aus dem niedersinkenden Wolkenmeere hervor, und gegen Sonnenuntergang strahlte ein südlich blauer Himmel über dem majestätischen Waldgebirge mit seinen finstern Thalschluchten, seinen tief zerklüfteten Gründen und den malerischen Felsengebilden, die allerwärts wie Festungsthürme und verwitterte Mauerzinnen aus den schwarzen Fichtenwäldern auftauchten.

Erst jetzt konnten die reisenden Freunde mit Muße die ganze Herrlichkeit dieser großartigen Gebirgslandschaft betrachten Dieser Anblick, besonders als die versinkende Sonne einen Strom purpurblauen Feuers durch die Waldung rollte, war entzückend schön, und verdrängte jeden Gedanken an Gefahr, die ihnen drohen könne, aus den Seelen der für Naturschönheiten so empfänglichen Jünglinge.

Da sie innerhalb des Waldhauses keine ansprechende Unterhaltung fanden — denn der lebhafte Wirth zog sich

unmittelbar nach dem Mittagsmahle mit den beiden bäurisch-gekleideten Männern wieder in das verschlossene Seitenzimmer zurück, und Susanne, mit welcher Ewald ein Gespräch anzuknüpfen versuchte, war so abweisend kühl, daß dem sanguinischen Studenten die Lust, sich um die Gunst des hübschen Mädchens länger zu bewerben, alsbald verging — machten sie einen Spaziergang über die fast eine Stunde lange Waldwiese.

Ueberaus malerisch war der tiefe Grund, welcher sie gegen Norden begrenzte. Hier strömte ein wasserreicher Gebirgsbach über wildzertrümmertes Gestein, bildete häufig kleine Wasserfälle, sammelte sich dann wieder in breiten Tümpeln und trieb, aus diesen mit gewaltiger Kraft hervorstürzend, mehr als eine Mühle. Die Gegend war also gar nicht so einsam als die Freunde geglaubt hatten. Neben dem rauschenden Wasser stieg von Norden aus schattiger Waldtiefe eine Communicationsstraße in vielfachen Krümmungen herauf zum Plateau, auf welchem das Waldhaus, halb im Walde versteckt, gar romantisch-schön lag. Diese Straße war vernachlässigt, mußte aber zeitweise doch ziemlich besucht sein den Rad- und Hufspuren nach zu urtheilen, die sie zeigte. Sie verlief sich oben mit scharfer Beugung eben so im Walde, wie sie am untern Ende der Schlucht aus demselben hervortrat.

Es leuchtete jetzt den Freunden ein, daß wohl auch die beiden Männer, welche ihnen am Vormittage begegnet waren, in der Schlucht heraufgestiegen sein und später oben im Walde einen nähern Richtweg eingeschlagen haben

mochten. Von der Schlucht aus war wenigstens das Waldhaus nur auf Umwegen zu erreichen, während auf der Südseite des Plateaus, das nicht so steil zum Thal sich abtiefte, die Straße ziemlich nahe an demselben vorüberzog. Im Ganzen lag das Waldhaus sehr vortheilhaft auf schroffer, scharfer Landzunge. Bequem zugänglich war es nur von der Südseite. Es hätte deshalb im äußersten Nothfall wohl als Blockhaus dienen und von einer Anzahl beherzter Männer geraume Zeit mit Glück gegen einen etwaigen Angriff räuberischen Gesindels vertheidigt werden können.

Es dunkelte bereits stark, als die Freunde wieder in das Waldhaus zurückkehrten. Hier hatte sich inzwischen Mancherlei geändert. Der originelle Musikant mit seinem jugendlichen Begleiter war nicht mehr anwesend. Dafür saßen drei stämmige junge Männer in der von Heimchengezirp erfüllten Stube, rauchten tapfer Tabak und schlossen, was aus dem Ausdrucke ihrer Worte und ihrem lebhaften Mienenspiel abzunehmen war, einen Handel mit Gregor. Die Sache ward aber von Letzterem schnell zu Ende geführt, als er seine jungen Gäste wieder erblickte.

„Schön, daß Sie wieder da sind", sprach er mit gewohnter Ungezwungenheit auf sie zutretend und Jedem kräftig die Hand drückend. „Sein S' so gefällig und gönnen S' mir ein Gespräch unter sechs Augen. Ich will mich jetzt halt bezahlt machen für Zeche und Nachtquartier. Treten S' hier ein!".

So sprechend stieß Gregor die Thür jenes Seiten-

zimmers auf, das den Reisenden bisher zu so mancherlei Hypothesen Veranlassung gegeben hatte.

Es war dunkel, fast finster in dem nicht großen Gemache. Durch drei kleine Fenster, die mit halb verschlossenen Fensterläden versehen waren, fielen nur dämmernde Lichter des Abenddunkels.

„Licht bedürfen wir nicht zu unserm Geschäft", fuhr Gregor fort, die Thür hinter sich verriegelnd. „Ich nehme auch nicht gern Licht mit herein, weil zu viel leicht brennbare Dinge hier beisammen liegen. Und nun zur Sache!"

Er machte eine Pause, während welcher er sich räusperte und ein paar Mal verlegen an den Silberknöpfen seiner rothbraunen Tuchweste drehte.

„Wissen S'", begann er dann wieder, die Freunde auf eine Bank zum Niedersetzen nöthigend, „es wird diese Nacht 'was passiren, das Sie erschrecken könnte, wenn Sie nicht vorher unterrichtet würden. Ich konnt' es gestern schon bemerken, daß Sie mich für keinen Heiligen halten. Verdenken kann ich's den Herren nicht, denn ich hab' mich halt in keinem guten Lichte gezeigt. Trotz alledem aber bin ich doch ein ehrlicher Kerl, der keinem Menschen ohne Noth ein Haar krümmt. Aber bedenken die gelehrten Herren, daß wir hier im Walde und auf der Grenze wohnen. Es gibt hüben und drüben andere Gesetze. Beide können von den Grenzbewohnern nicht gehalten werden. Darum muß es erlaubt sein, uns nach dem Gesetz zu richten, das uns den meisten Vortheil bringt. Das ist

aber halt allezeit eine schwere Sache, weil wir's immer gerade mit dem Gesetze halten müssen, das uns nichts angeht. Nun, da können S' wohl begreifen, daß sie uns wacker auf die Finger sehen. Sogar auf's Korn nehmen sie uns, wenn wir nicht allezeit sehr vorsichtig sind. Ich denk', die Herren wissen itzund, was ich Ihnen zu sagen habe."

„So viel wir vermuthen", erwiderte Engelbrecht, „treiben Sie wahrscheinlich Handel mit verbotenen Waaren."

„Der Herr hat's beinahe getroffen", fiel Gregor mit erzwungenem Lachen ein. „'s ist halb und halb, aber doch nicht ganz so. Ich selber handle schon gar nicht, ich hab' nur Obacht, daß ich Andern schaffe, was sie brauchen können, und dafür bekomm' ich pünktlich meinen Antheil. Die Kisten gestern Abend —"

„Waren verbotene Waaren?" unterbrach Ewald den Wirth.

„Das nicht, aber sie waren ohne Zoll über die Grenze geschafft worden und haben mir ein dreißig Gulden reinen Gewinn abgeworfen."

„Also Schmuggler sind Sie!" sagte erleichterter aufathmend Engelbrecht.

„Ich kann's den Herren nicht verwehren, mich so zu nennen, auch nehm' ich's weiter nicht übel, obwohl ich selber und meine Hausgenossen noch nie im Leben auch nur ein Pfund Kaffee oder Tabak über die Grenze gepascht haben."

„Wird Ihnen denn bei dieser traurigen Beschäftigung

nicht angst und bange?" warf Ewald ein. „Wenn man Sie betrifft, wenn man Sie überführen kann, daß Sie das Gesetz umgangen haben, welch schreckliches Loos steht Ihnen dann bevor!"

„Ja wenn! Das gerade ist's, was halt nie passiren darf", erwiderte der entschlossene Gregor. „Noch haben's die Grauröck', die aller Nasen lang hinter den Büschen hocken, nicht vermocht mich auf 'was Unrechtem zu ertappen. Drum sitzen s' mir auf den Hacken wie die leibhaftige Sünde. Heut' Nacht aber hab' ich Bange. Es ist ein Transport unterwegs von vielen tausend Gulden an Werth. Ein paar Hundert davon fallen für mich ab, wenn wir die Satanskerle hinter's Licht führen. Und da vermein' ich nun, die Herren thäten halt keine Sünde, die der Pfarr' im Beichtstuhl nicht vergeben könnt', wenn Sie mir für gegebene Kost und freies Nachtquartier eine Handreichung thun wollten."

„Aber, mein lieber Mann, was können wir dabei thun, selbst wenn wir den Willen dazu hätten?" warf Engelbrecht beunruhigt ein, während Ewald gleichzeitig ein resolutes:

„Lassen Sie hören!" an den Wirth des Waldhauses richtete.

„Es kommt Alles darauf an, die erwarteten Waaren ohne Aufenthalt und ohne daß die Grenzjäger der Pascher ansichtig werden, in's Land hinein zu bringen", fuhr Gregor fort. „Haben Sie ein gutes Auge, so müssen Sie heute Vormittag, als wir den Spaziergang machten, oben

an den Steinfelsen einen Büchsenlauf hinter den Tannen bemerkt haben. Ich wollt' sehen, ob die Luft rein und die Wege frei wären. Sie sind's leider nicht und deshalb müssen wir die schlauen Aufpasser überlisten. Es hat gestern Nacht einen Kampf gegeben zwischen einigen unserer verwegensten Burschen und ein paar der beherztesten Grenzjäger. Einer der Letzteren ist dabei zu Schaden gekommen. Der Stock des Angegriffenen durchbohrte ihm den Arm. Daher die Blutspuren am Stein. Die Waaren aber wurden gerettet. Nun passen sie uns auf, und wenn's nicht gelingen sollte, sie irre zu leiten, könnten wir ein böses Scharmützel erleben; denn einfangen lassen sich unsere Burschen nicht. Sie werden gegen die Herren aber erkenntlich sein, wenn Sie ihnen helfen wollten."

„Wir sind bereit dazu", sagte Ewald. „Ein derartiges Abenteuer hat einen eigenthümlichen Reiz. Machen Sie also getrost Ihre Vorschläge."

„Das heißt", warf Engelbrecht ein, „wir wünschen Ihnen gutes Gelingen und wollen dies auch fördern, nur mit dem Gesetze mögen wir nicht in handgreifliche Collision gerathen. Als Juristen hat das Sprichwort „mitgefangen, mitgehangen" in unsern Ohren einen sehr unangenehmen Klang."

„Die Herren sollen nicht incommodirt werden", versetzte Gregor. „Von Weitem einem Unternehmen zusehen ist kein Verbrechen, selbst wenn das Unternehmen gegen ein gegebenes Gesetz verstoßen sollte. Etwas Anderes wird von den Herren nicht verlangt. Nun hören Sie! Auf unserm

Spazierwege haben Sie die Kreuzung des Weges oben am Waldsaume bemerkt. Man übersieht von dort die ganze Schlucht bis zur untersten Mühle bei hellem Wetter, und erklimmt man den Fels, der oben eine Höhlung hat, so daß sich ein paar Menschen bequem drin verbergen können, so bleibt dem Auge von dort herab auch die ganze tief im Grunde fortlaufende Straße, die einen halben Kreis beschreibt, sichtbar. Ebenso übersieht man den Busch und Punkt der nahen Grenze. Auf jenem Fels nun möchte ich die Herren auf ein paar Stunden einquartieren. Sie stoßen einmal in diese Pfeife, wenn Sie Menschen die Schlucht heraufkommen sehen, zwei Mal, sobald sich über derselben etwas regt oder wenn ein Gewehr blitzt. Haben die Leute in der Schlucht die Krümmung erreicht und es erfolgt kein Aufenthalt oder kein Angriff, so ahmen sie durch diese Bewegung des Pfeifchens — er machte sie den Freunden vor — den Schlag einer Wachtel nach, hören Sie aber Lärmen und Schreien, dann schießen Sie unverweilt Ihre Gewehre ab. Um Alles, was später geschieht, kümmern Sie sich nicht. Sobald Alles in Ordnung und der Weg wieder sicher ist, ruft der Uhu. Diesem Rufe folgend, kehren Sie hierher zurück!“

Ewald fühlte, wie Gregor ihm eine kleine elastische Pfeife, eine sogenannte Wachtelpfeife, deren die Landleute sich zum Locken der Wachteln bedienen, in die Hand drückte. Engelbrecht wollte Einwendungen machen.

„Der Herr hat schon zugesagt“, unterbrach der lebhafte Wirth den Unschlüssigen. „Es soll Ihr Schade

nicht sein, wenn Sie mir und den rüstigen Burschen den kleinen Gefallen thun. — Still! Rief da nicht Jemand?"

Alle horchten. Nach einigen Secunden ließ sich ein Geräusch hören, das wie starkes Händeklatschen klang.

„Das ist Módre", sprach Gregor. „Er zeigt mir an, daß Jedermann auf seinem Posten und der Transport in die Waldung eingetreten ist. Sie haben keine Zeit zu verlieren. Nehmen Sie Ihre Gewehre und denken Sie, daß Sie zahlreichen Familien das Brod mit verdienen helfen, wenn Sie das Herz auf dem rechten Flecke haben."

Er drängte die Freunde hinaus in die Wohnstube. Sie war ohne Gäste. Susanne nur lehnte am Schenktische und sah ernst, fast finster hinaus in die sternenfunkelnde Nacht. An der Thür stand Wenzel lauschend. Er winkte jetzt dem Gebieter.

„Wir kommen schon", sagte Gregor, warf die Büchse über und deutete den ebenfalls schnell bewaffneten Freunden an, sie möchten vorauf gehen. Wenige Minuten später sahen sie sich allein auf dem Pfade, der nach dem Waldrande führte.

7.

Susanne war allein in der Wohnstube des Waldhauses zurückgeblieben. Gregor schien sie gar nicht bemerkt zu haben, wenigstens sprach er beim Fortgehen kein Wort zu ihr. Von Außen hörte man keinen Laut, im Zimmer zirp-

ten die Heimchen wie immer, und der Perpendikel der Wanduhr bewegte sich in gleichmäßigem Takte.

Das Mädchen seufzte und drückte dabei fest die Hände gegen ihren vollen Busen.

„Jesus Maria, wenn's doch das letzte Mal wäre!' sprach sie mit halblauter Stimme. „Es wird nicht immer gut gehen, wie Gregor meint! Und wenn die erbitterten Grenzjäger, die er so oft schon überlistet, ihn einmal ertappen, so ist's unser Aller Unglück! — Wir haben ja genug; wozu noch mehr zusammenscharren? — O, ich wollte, der ganze Transport mit allen Paschern würde aufgegriffen, noch ehe sie unser Revier erreichen. Daß nun auch gerade die Herren Studenten zu so unglücklicher Zeit bei uns einkehren mußten!"

Sie zündete jetzt Licht an, schloß die Fensterläden und ordnete im Schenktische Gläser und Flaschen. Da ward die Thür geöffnet, und einer der bäuerisch gekleideten Männer sah vorsichtig herein. Das geschäftige Mädchen bemerkte ihn nicht.

„Susanne!" sprach er flüsternd.

Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen und ein Glas fiel klirrend zu Boden. Der Bauer stand im nächsten Augenblicke vor ihr.

„Seid Ihr es, Joseph?" versetzte sie jetzt, sich schnell fassend und die Scherben behutsam auffammelnd. „Warum erschreckt Ihr mich so? Ich dachte, Ihr wäret mit den Andern gegangen."

„Die mögen sehen, wie sie ohne mich fertig werden",

erwiderte Joseph. „Mich schlagen, mit baumstarken Menschen ringen und dabei Hals und Beine brechen, ist nicht mein Geschäft. Ich bin Kaufmann, kein Soldat, Grenzjäger oder verwilderter Pascher. Ruhe und Frieden sind mir lieber.“

„Und doch schämet Ihr Euch nicht, die armen Menschen zu ihrem erschrecklichen Handwerke zu verlocken?“ versetzte Susanne. „Das ist schlecht, grundschlecht! Ich könnt' Euch dafür alles Schlimme wünschen.“

„Thu's nicht, mein Kind, sondern gib mir lieber eine freundliche Antwort. Die Burschen wollen Geld verdienen; ich bezahle sie gut für ihre Strapazen, und weil ich das Rechnen verstehe, frag' ich bei jedem Unternehmen zuerst, was es einbringt. Dein Bruder macht's ebenso.“

„Weil Ihr ihn verführt! — Ich bin Euch d'rum gram.“

„Ich dir nicht. Du siehst ganz allerliebst aus, wenn du so wild thust. Im Herzen denkst du anders. Hat Gregor mit dir gesprochen?“

„O ja.“

„Und deine Antwort?“

„Ich hab' ihm keine gegeben.“

„Dann gib sie mir. Was ich will, weißt du.“

Susanne ergriff den hölzernen Leuchter und schwang ihn mit dem brennenden Lichte rasch über ihre dunklen, starken Flechten. Ihr Auge glänzte, das weiße Hemd fiel über den schön geformten Oberarm zurück, als sie drohend, in malerischer Haltung vor Joseph stand. Sie glich einer Furie mit ihrem dunklen Teint.

„Ich wollt', der Leuchter wär ein Blitzstrahl und ich könnt' ihn niederfahren lassen auf Euch!" rief sie heftig. „Das ist meine Antwort."

„Gregor ist einig mit mir, besinne dich?"

„Will's nicht, und brauch's nicht!"

„Du brauchst dich nicht zu sorgen um's tägliche Brod, wie tausend Andere. Wenn das heutige Geschäft glückt, bin ich ein wohlhabender Mann."

„Und ein Schuft dazu, he? O, ich könnt' mich zu Tode weinen, wenn ich daran denke!"

Die Augen Susannens füllten sich wirklich mit Thränen.

„Ich speculire", sagte Joseph lächelnd. „Das ist mein Geschäft."

„Und Andere setzt Ihr der größten Gefahr aus", fiel Susanne ein. „Ist das ehrlich? Ist das gehandelt, wie Männer sollen? — O nein, feig ist's, erbärmlich feig! Und wenn Ihr eine Herrschaft damit erwerbt, so groß, wie die Clam-Gallas'sche, ich sagte: Nein! zu Euerm Antrage. Laßt mich allein! Ich will weder mit Euch reden, noch Euch sehen!"

Joseph ließ sich aber dadurch nicht abweisen. Das Widerstreben Susannens machte sie ihm noch begehrenswerther. Er stieg die zwei Stufen zum Schenktische hinauf und wollte seinen Arm um ihre Taille schlagen. Es war ein Glück für den Zudringlichen, daß in diesem Augenblicke zwei Mal ein weithin vernehmbares durchdringendes Pfeifen, fast wie ein wimmernder Hilferuf, an die Fenster schlug, sonst würde die schon wieder erhobene Hand des

entschlossenen und tief beleidigten Mädchens höchst wahrscheinlich sehr unsanft auf Joseph niedergefallen sein. Dieses schrille Pfeifen aber machte ihn von selbst wieder zurücktreten.

„O meine Ahnung!“ rief Susanne. „Ich wußt' es ja, mein Herz ließ mir den ganzen Tag schon keine Ruhe! Die Grenzjäger haben sie umstellt; nun gilt's einen Kampf um Leben und Freiheit!“

Joseph trat erbleichend zurück. Er hielt das an ihm vorüberstürzende Mädchen nicht, die eiligst Stube und Haus verließ, und von dem zottigen Hunde begleitet, der schmeichelnd sich an sie schmiegte, vor dem Gehöft eine lauschende Stellung einnahm. Der Zurückgebliebene fühlte inzwischen nach seiner Geldkatze. Sie war festgeschnallt und gut gefüllt.

„Taback und Spitzen sind wenigstens in Sicherheit gebracht“, sprach er schmunzelnd. „Mögen die Burschen jetzt sehen wie sie fertig werden mit den Grauröcken. Ich will mich vorher auf alle Fälle in Sicherheit bringen. Geht Alles schief und der Geldbeutel ist nur voll, dann weiß ich schon, wozu man zu greifen hat.“

Joseph schlich vorsichtig durch die Hinterthür des Waldhauses in's Freie. Eben als er die ersten Bäume des Waldes erreichte, erhellte ein Blitz die Nacht und der Schall eines abgefeuerten Schusses rollte wiederhallend durch die Thäler.

8.

Engelbrecht und Ewald hatten leicht die schmale Felsspalte gefunden, welche, von üppig wucherndem Unterholze jedem oberflächlichen Blicke verborgen, zum Gipfel des hochragenden Sandsteines geleitete. Die hier von der Natur selbst ausgemeißelte Höhle war geräumig genug, um zwei erwachsene Männer bequem aufnehmen zu können. Die Freunde setzten sich also einander gegenüber, die mitgenommenen Gewehre quer über ihre Knie legend. Der ziemlich breite Spalt in dieser Höhle, aus dem man genau alle von Gregor genannte Gegenstände überblicken konnte, eignete sich vortrefflich zu heimlicher Beobachtung.

„Begierig bin ich doch, wie dies seltsame Abenteuer, das uns so ganz wider Willen überkommt, auslaufen wird", sprach Ewald, zunächst der Spalte seinen Platz nehmend. „Wenn unsere Corpsburschen, unsere händelsüchtigen Lusaten wüßten, daß wir hier halb freiwillig, halb gezwungen Spione für Pascher spielen, sie würden so viel Päpste trinken, daß ihnen acht Tage lang ein Heiligenschein von unklarer Seligkeit um die olympischen Stirnen flutete."

„Ehrlich gesprochen", erwiderte Engelbrecht, „ich säße viel lieber in der Kneipe, hälfe mit Päpste stürzen, und stürzte im schlimmsten Falle aus purer Schäckerei dir einen richtigen —"

„Halt!" fiel Ewald dem Freunde in's Wort. „Mich dünkt, dort unten in der Schlucht des Waldwassers bewegt sich etwas."

Engelbrecht legte sein Gesicht neben das des Kameraden an die Spalte. Man konnte die Schlucht der ganzen Länge nach überblicken, weil aber die Nacht nur sternenklar, nicht vom Monde erhellt war, machte es Mühe, in solcher Entfernung die Gegenstände, die man gewahrte, genau zu unterscheiden.

„Das können unmöglich die erwarteten Schmuggler mit ihrem Waarentransporte sein", hob Engelbrecht nach längerem Auslugen an. „Täuscht mich nicht mein Auge, so sehe ich ein Gewimmel schwarzer Gestalten. Die Pascher aber tragen für gewöhnlich Friesröcke."

Ewald blickte beobachtend in die Schlucht. Der Zug, dem Anscheine nach ziemlich zahlreich, schritt langsam, fast feierlich vorwärts. Wie ein Zug von Geistern wankte er die Schlucht herauf. Man hörte keinen Tritt, keinen Laut menschlicher Stimmen, nur das Rauschen des Wassers trug der scharfe Luftzug zu dem Versteck der Freunde.

„Bei Gott", flüsterte Ewald seinem Gefährten zu, „wäre ich allein, ich glaube beinahe, mich begönne ein Frösteln der Furcht zu überrieseln! Dieser Zug sieht schauerlich, ja wahrhaft gespenstisch aus. Nicht lebende Menschen, nur fleischlose Geister, schattenhafte Schemen können so wandeln!"

„Dennoch werden es leibhaftige Menschen sein", erwiderte Engelbrecht, „und wollen wir unser Wort halten, so ist jetzt wohl der Moment gekommen, die Pfeife ihre Rolle spielen zu lassen."

Ewald stimmte bei und gab das verabredete Signal. Erwidert ward es nicht, auch machte es sonst keinerlei Eindruck. Nur in dem langsam heranschreitenden Menschentroß zeigte sich eine Bewegung. Er rastete einige Secunden, dann löste sich eine Anzahl von dem größeren Trupp ab, beschleunigte ihre Schritte und näherte sich ziemlich schnell der Krümmung der Schlucht. Die Sprechenden bemerkten, daß diese Anzahl Männer, so viel sich in der Dunkelheit erkennen ließ, gewaltige Packete trugen, mit langen Stöcken bewaffnet waren und ganz so gekleidet gingen wie die meisten Bewohner des Gebirges. Als diese Abtheilung in die Krümmung der Schlucht eintrat, knackte der Hahn einer Büchse, es fiel ein Schuß und von der buschigen Bergwand gegenüber dem Fels, wo die Freunde auf der Lauer lagen, brach mit großer Kühnheit eine Anzahl Grenzjäger hervor und warf sich mit Kolbenschlägen und gezogenen Säbeln auf die in geschlossener Linie gehenden Männer. Dies Alles geschah so schnell und unerwartet, daß Ewald die ihm übergebene Pfeife ein zweites Mal zu benutzen vergaß. Auch von den Gewehren machten die Freunde keinen Gebrauch. Die Abfeuerung von Schüssen mußte ja nothwendig die Aufmerksamkeit der Grenzwächter auf den Gipfel des Felsens locken, und wenn man dann den versteckten Pfad entdeckte, war ein Entrinnen unmöglich. Uebrigens schien es unnöthig, noch besonders Lärm zu machen. Das Geschrei der Kämpfenden hallte so laut und wild, daß man es weithin hören mußte. Wie aber der Kampf sich gestaltete,

blieb den Freunden verborgen. Unter Ringen, Stößen, Flüchen, Geschrei verschwand der dunkle Menschenknäuel in der finstern und hier ziemlich engen Krümmung der Waldschlucht. Indeß schien ein Theil der Kämpfenden Succurs zu erhalten, denn der Lärm ward immer heftiger und das prasselnde Geräusch gegeneinander wetternder Eisenstöcke und Gewehrläufe hallte schauerlich durch die stille Nacht. Da fielen rasch hinter einander eine Anzahl Schüsse, schwere Körper schlugen aufschreiend zu Boden und Gewehre blitzten wieder auf der Bergwand. Kein Zweifel, die Grenzjäger waren überwunden und mußten ihr Heil in der Flucht suchen.

In diesem Augenblicke verhallte ernster Gesang tiefer Stimmen im Walde und fesselte von Neuem die Aufmerksamkeit der in ihr Versteck gebannten Freunde. Es war ein Choral, einer jener alten und veralteten Gesänge, die man hin und wieder noch auf dem Lande singen hört, monoton, ernst, klagend. Aber woher kam dieser Gesang? Wer stimmte ihn an in dieser einsamen, abgelegenen Waldgegend und gerade jetzt, wo der Frevelmuth habgieriger Menschen wahrscheinlich dem Tode ein paar Opfer dargebracht hatte? Zogen vielleicht barmherzige Brüder des Weges und bemühten sich, treu ihrem Gelübde, an Jedermann Samaritertugenden zu üben, unter geistlichem Gesange um die schwer Verwundeten, die sie vorfanden?

Diese Gedanken kreuzten sich in den Köpfen der Freunde, die behutsam die Höhle verließen, die Büsche vorsichtig auseinander bogen und nach dem Ende der Schlucht hinblickten,

wo sie aus der Waldestiefe sich hob und hier eine Strecke weit wieder von ihnen übersehen werden konnte. Da bot sich ihnen ein Schauspiel so seltsamer Art, daß sie staunend, schweigend demselben zusahen.

Aus der Schlucht herauf schritten langsam und fast unhörbar, voraus ein Kreuzträger, dann ein Weltpriester, von zwei Chorknaben umgeben, ein langer Leichenzug, bestehend aus drei Särgen, die von je acht schwarz gekleideten Männern getragen wurden. Ein Chor von nur vier Personen stimmte den schauerlich verhallenden Trauergesang an. Etwa zwanzig Personen, lauter Männer, schritten als Leidtragende hinter den Särgen her.

Vor diesem nächtlichen Leichenzuge mochten wohl die Kämpfenden sich zurückgezogen haben. Die erstaunten Freunde sahen wenigstens hie und da zwischen den Tannen auf der andern Seite der Waldschlucht bleiche Gesichter auf das feierliche Trauergeleit herabblicken. Die Ruhe der Todten, die man zu so ungewohnter Stunde bestattete, wagte Keiner zu stören.

Kaum war der Zug vorüber und der Gesang verhallt, so rief laut einigemale hintereinander der Uhu.

„Unsere Parole!“ sprach Engelbrecht. „Ich bin im Schweiß gebadet und doch friert mich. So lange ich lebe, werde ich an diese Octobernacht denken. Laß uns eilen, daß wir diesem unheimlichen Versteck noch lebend entrinnen!“

Ewald schüttelte sich wie Einer, der sich einer unbequemen Last entledigen will. Er warf sein Gewehr über die Schulter, erfaßte die Hand Engelbrecht's und sagte:

„Ja, laß uns gehen! Ich bin der Abenteuer müde und wäre ganz zufrieden, wenn unser edler Gastfreund uns jetzt aus seinem unheimlichen Castell entlassen wollte, ohne uns nochmals mit Aufträgen seines Geschmackes zu beehren.“

9.

Zwischen zehn und elf Uhr Nachts betraten die sehr schweigsamen Freunde den Hofraum des Waldhauses. In der Wohnstube schimmerten durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden viele Lichter. Hinter deckenden Vorsprüngen standen lauschende Männer. Alle ließen die jungen Reisenden unangehalten vorübergehen.

„Wir gehören schon zur Bande“, bemerkte Engelbrecht. „Jetzt hat's keine Gefahr mehr.“

„Nein“, sagte Ewald. „Ich denke vielmehr, es geht nun an's Theilen! Zum Tollwerden ist's doch, wenn ich mir die Lage, in der wir uns befinden, recht kaltblütig überlege.“

An der Thür stand der Halbriese Wenzel. Er trat zurück und grüßte die Freunde mit lächelndem Grinsen.

„Alles gut gegangen?“ fragte Ewald flüsternd.

„Will's meinen“, lautete die kurze Antwort.

Die Thür der Wohnstube ward aufgestoßon und Módre trat den Freunden entgegen. Sie würden den kühnen Anführer der Pascher aber nicht erkannt haben, hätte er sie nicht angesprochen. Der Mann trug nämlich einen langen

schwarzen Rock, am rechten Aermel einen Cypressenzweig, und auf seinem kurzgeschnittenen Haar einen dreieckigen Hut.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Ewald, den Mann mit wachsendem Erstaunen von Kopf zu Fuß betrachtend.

„Das soll bedeuten“, erwiderte dieser herzhaft lachend, „daß wir unsere drei Leichen glücklich in den Schooß der Erde versenkt haben. Jetzt gibt's ein lustiges Leichenessen und dann machen wir noch ein Spielchen zusammen. Kommen Sie, werthe Herren! Sie müssen doch gegenwärtig sein bei der Bestattung. Noch ist es gerade Zeit. Ohnehin haben Sie vorläufig da drinnen nichts zu suchen, denn es wird alleweile auf Weibermanier ein Bissel geheult!“

Wie bezaubert folgten die Freunde dem voranschreitenden Módre. Dieser führte sie in den südlich gelegenen Wald. Hier trafen sie in einem versteckten Dickicht, das eine gute Viertelstunde vom Waldhause entfernt liegen mochte, eine verfallene Hütte, die früher wahrscheinlich eine Köhlerwohnung gewesen war. Man sah Niemand ringsum. Die hohen Tannen mit ihren breiten nadelbesäumten Aesten bedeckten die Hütte fast ganz, so daß kaum ein matter Strahl der Sterne auf sie fiel. Módre klopfte in eigenthümlicher Weise an die verriegelte Thür. Geräuschlos ward diese geöffnet, und nun bot sich den erstaunten Blicken der Eintretenden ein Anblick dar, der ihnen sofort das Räthsel des Leichenzuges löste, von dem sie so tief ergriffen waren.

Es sah aus wie auf einem Jahrmarkt. In allen Winkeln und Ecken lagen kostbare Waaren aufgeschichtet, mit deren Ordnen eine Menge schwarzgekleideter Männer beschäf-

tigt waren. Da gab es Spitzen, Linnenzeug, feinste Seidenstoffe; dann wieder ächte Cigarren aus Havanna, Tabake aller Art, Zucker, Kaffee in großen und kleinen Packeten. In der Mitte des Raumes aber standen neben einander drei hohe und lange Kisten, denen man durch Ueberbreitung von schwarzen Tüchern das Ansehen von Särgen gegeben hatte. Diese Särge wurden aus einer der Mühlen im Grunde abgeholt und die überlisteten Grenzjäger tasteten sie nicht an. Mit Vorbedacht ließen die schlauen Schmuggler auf den Signalruf der Wachtelpfeife einen Trupp der Ihrigen den gierig aufpassenden Wächtern, die auf andere Weise nicht entfernt werden konnten, in die Hände fallen. Man schlug sich nur zum Schein, gab die mitgenommenen Waaren auf und war sehr zufrieden, daß, wie man vermuthen durfte, mit dieser Beute beschwert, die Grenzjäger beim Erscheinen des düstern Leichenconductes sich schnell entfernten. Der kurze Kampf hatte keinem das Leben gekostet, ohne ernsthafte Verwundungen aber war es doch nicht abgegangen.

Die Freunde mußten sich gestehen, daß raffinirte Schlauheit kaum je einen geschickteren Plan ausgedacht hatte, um aufmerksame Zollwächter zu hintergehen. Viele Umstände waren den verwegenen Grenzbewohnern allerdings zu Hilfe gekommen. Im ganzen Gebirge wußte man, daß eine Art Faulfieber schon seit Wochen die spärliche Bevölkerung gerade der Waldthäler decimirte. Das Fieber war offenbar ansteckend, und wurde noch gefährlicher durch die Nachlässigkeit der sorglosen Landleute, denen es nicht

einfiel, selbst bei den schwersten Krankheitsfällen ärztliche Hilfe zu suchen. Besprechungen alter Weiber, ein sympathisches Mittel, mit welchem bejahrte Förster Handel trieben, sollte die ansteckende Seuche bannen. Erst als die Regierung Nachricht von den Verwüstungen des Faulfiebers erhielt, traf man zweckmäßigere Anstalten zur Bekämpfung des bedenklichen Feindes. Eine scharfe Verordnung befahl ausdrücklich, daß an dem bösen Fieber Verstorbene sogleich der Erde übergeben werden sollten und daß, wenn Eile Noth thue, dies auch des Nachts geschehen könne.

So hatte denn der Leichenzug der Schmuggler nichts Auffälliges, und daß die schlauen Grenzbewohner richtig gerechnet, bewies der über Erwarten glückliche Ausgang des immerhin gewagten Unternehmens.

„Die Herren sollen jetzt auch ihren Antheil haben für gethane Hilfeleistung", sprach Mödre, nachdem Ewald und Engelbrecht sich in der verfallenden Hütte von dem Werthe der geschmuggelten Waaren überzeugt hatten. „Ein Packet guter Cigarren wird schon für Sie abfallen. Ich meine, drinnen in Waldhause sind sie jetzt auch im Reinen, und da wollen wir sehen, was Gregor davon denkt."

Gefolgt von etwa zehn der jetzt sehr muntern Pascher, die ihre Verkleidung abgeworfen hatten und nun wieder in ihrer gewöhnlichen Tracht erschienen, begaben sich die Freunde zurück in's Waldhaus.

Die Wohnstube war von vielen Lichtern erhellt, die

Diele mit weißem Sand und frischen Tannennadeln bestreut. Tische standen da und dort mit Linnen überdeckt und mit Zinntellern für die zu erwartenden Gäste belastet. Messer und Gabeln aber gab es nicht. Desto reichlicher war für Getränke, wie die Gebirgler es lieben, gesorgt.

Bei dem Eintritt der Studenten trat ihnen Gregor rasch entgegen. Er trug den rechten Arm in einer Binde und reichte den Jünglingen heiter die Linke.

„Halten mich die Herren jetzt noch für einen Räuberhauptmann und Kehlabschneider?“ sagte er lachend. „Ich denk', Sie sind nunmehr über mein Handwerk beruhigt. Ganz ohne Gefahr mag's nicht sein und vielleicht auch nicht vollkommen übereinstimmend mit Recht und Gesetz. Aber das geht die Herren nichts an, wenn ich nur mit meinem Gewissen zu Rande komme. Hab' mir vorgenommen, von heut' an nicht selber mehr in der Sache thätig zu sein. Das Unternehmen ist geglückt, ich hab' gut verdient, und damit's künftig noch besser geht, soll in dieser glücklichen Nacht noch Verlobung gefeiert werden.“

„Verlobung?“ riefen Ewald und Engelbrecht zugleich aus. „Und Sie sind verwundet?“

„Ein Prellschuß hat mir die Haut aufgerissen“, versetzte Gregor. „Ich hatte mich nicht gedeckt und auch nicht vermuthet, daß die Grauröcke gleich losknallen würden. Dafür haben wir sie auch tüchtig abgewalkt, und ihnen statt des guten Tabaks lauter niederträchtig schlechten Knaster in die Bündel gepackt, mit denen sie bei Erscheinen unserer Leichen so behend die Berglehne hinanliefen. O, die

Kerls werden sich ärgern, daß sie grün anlaufen!“ Er lachte herzlich und schüttelte beiden Freunden nochmals die Hände.

„Und die Verlobung?“ fragte Engelbrecht. „Darf man sich nach der Glücklichen erkundigen, die Sie sich zur Braut erkoren haben?“

„Ich? Behüt' Gott, da treffen Sie weit vom Schwarzen. Ich hab' keinen Sinn zum Heirathen, und bin auch schon ein ganz klein Bissel zu alt dazu. Meine Schwester Susanne feiert Verlobung und hier sehen S' den Bräutigam.“

Aus dem kleinen Nebenzimmer trat Joseph, der vermögende Handelsmann. Er hatte die bäurische Tracht abgelegt und ging jetzt fast etwas stutzerhaft in städtischen Kleidern nach damaligem Modeschnitt. Ihm folgte bleich, gedrückt, mit niedergeschlagenen und verweinten Augen die jugendliche Susanne. Das arme Kind sah merkwürdig schön aus in seinem Schmerz. Es konnte den Freunden keinen Augenblick verborgen bleiben, daß hier ein kalter, herzloser Wille ein schwaches Geschöpf erbarmungslos schnödem weltlichen Vortheile opferte.

Ewald hätte gern seine Meinung geäußert, Engelbrecht am liebsten die bleiche Dulderin selbst gefragt. Allein dazu hatte weder der Eine noch der Andere ein Recht. Joseph, der Bräutigam, schien dagegen sehr glücklich zu sein. Er war ungemein heiter, nannte die schweigsame Braut einmal über das andere sein Herzenssuschen, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihr ein Lächeln oder doch eine freundliche

Miene abzugewinnen. Dies wollte ihm jedoch nicht gelingen. Susanne blieb stumm und kalt, duldete, was sie nicht hindern konnte und ließ sich in diesem abweisenden passiven Widerstande auch nicht durch die drohenden Blicke irre machen, die ihr Gregor von Zeit zu Zeit zuwarf.

Die Freunde konnten sich jetzt das kühle, ja abstoßende Benehmen der schönen Waldnymphe auch gegen sie erklären. Sie beweinte ihr Herz, ihre Jugend, die der hartherzige Bruder um guten Gewinn einem Manne verkauft hatte, den das unglückliche Mädchen weder lieben noch achten konnte.

Allem Anscheine nach hatte Susanne sich erst nach hartem Kampfe in das Unabwendbare gefügt. Gregor nahm wenig Rücksicht darauf. Nach Art vieler Landleute hielt er dafür, daß gerade diejenigen Ehebündnisse am besten sich gestalten, die Seitens der Braut unter Thränen und Händeringen geschlossen werden.

Seine heitere Laune konnte daher die Niedergeschlagenheit Susannens nicht stören. Je mehr das große Zimmer sich mit Paschern füllte, desto munterer ward Gregor, und als endlich der Halbriese Wenzel, dem sich noch zwei der flinksten Burschen aus der Zahl der Pascher als Aufwärter zugesellt hatten, die Tische mit dampfenden Speisen besetzten, jeder Gast sein eigenes Messer hervorzog und starke gebrannte Wasser die schön geschliffenen böhmischen Gläser füllten, da verschwand schnell jeder Zug des Unmuths von des Wirthes jovialer Stirn.

Von der allgemeinen Heiterkeit dieser ungekünstelten

Naturmenschen wurden alsbald auch Ewald und Engelbrecht angesteckt. Es war Beiden interessant, hier in tiefer Waldöde einem Feste beizuwohnen, wie man es anderwärts nicht leicht erleben kann. Das Gemisch germanischen und slavischen Blutes, das unverkennbar in den Adern aller Verlobungsgäste pulsirte, gab sich in höchst origineller Weise kund. Die Freunde bedauerten nur, daß ihnen Vieles wegen Unkenntniß der Sprache unverständlich blieb.

Am meisten fesselte aber Ewald, der Sinn für Komik und urwüchsigen Humor hatte, eine Art dramatischer Scene, welche der gewandte Módre auf höchst burleske Weise in dem ihm geläufigen czechischen Idiom zum Besten gab. Er trat nämlich als Brautwerber verkleidet auf. Sein hoher Pascherstock war am obern Ende zu diesem Behufe mit vielen flatternden Seidenbändern umwunden. Am Rocke prangten frisch gebrochene Tannenzweige, die ihn wie ein wehender Busch überschatteten. Unter possirlichen Geberden hielt er an die Verlobten eine gereimte Anrede, wobei er sich unter convulsivischen Drehungen und Schwenkungen seines robusten Körpers bald an den Bräutigam, bald an die Braut wendete. Was er sagte mußte überaus komisch sein, denn die Zuhörer wollten vor Lachen bersten. Selbst Susannens Gesicht überflog trotz des Herzenwehes, an dem sie offenbar litt, doch ein paar Mal ein lächelnder Zug. Schließlich trank er, fortwährend unter Reimsprüchen, die Gesundheit des jungen Paares, ihrer Anverwandten und aller Gäste, übernahm sich dabei

aber dem Scheine nach dergestalt, daß er trunken ward, und spielte nun die Rolle eines stammelnden Trunkenen mit solcher Meisterschaft, daß mancher Mime von diesem Wildling der Wälder etwas hätte lernen können.

Nach dieser Scene erschien wieder der alte Harfner mit seinem Knaben. Diese Musikanten spielten in schon erwähnter Weise altczechische Volkweisen, bald lustige, bald ernste. In mancher dieser Weisen klagte eine höchst charakteristische Melancholie. Es schien, als hörte man das Stöhnen eines geknechteten Volkes unter ohnmächtigem Ringen nach freier Bewegung und unabhängigem Streben. Später schlugen die Saiten der Harfe, die Maultrommel des Knaben und der rohe Triangel lustige Tanzweisen an. Die Gäste sprangen auf, schoben die Tische an die Wände, und nun begann ein Tanzen und Rasen mit jauchzendem Aufjohlen, daß unter dem Stampfen und Kreischen der unermüdeten Tänzer die Wände des Waldhauses erzitterten und der aufwirbelnde Staub die Lichter in trübe Dunstkreise einhüllte.

Erst gegen Morgen endigte das Fest. Die Pascher betteten sich theils auf dem Heuboden, theils in der Köhlerhütte. Den Freunden ward von Gregor der hölzerne Verschlag von voriger Nacht wieder angewiesen.

Diesmal quälten sie sich nicht mit ängstlichen Vermuthungen. Die Erlebnisse und Strapazen des für sie merkwürdigen Tages hatten sie gewaltig ermüdet und ließen sie alsbald in tiefen Schlummer sinken. Es störte sie Niemand.

Als sie am andern Tage ziemlich spät erwachten, fanden sie auf dem für sie schon gedeckten Frühstückstische einige Packete mit ausgezeichneten Cigarren gefüllt, und einen kleineren, der vortefflliche Seidenstoffe enthielt.

„Das ist für's Auslugen", sagte Gregor, der bereits thätig war und seinen Gewinn in Theresienthalern überzählte. „Die strammen Burschen, die schon vor ein paar Stunden auf verschiedenen Wegen sich im Walde zerstreut haben, lassen sich bei den Herren schön bedanken. Und wenn S' nun Lust haben, kann der Wenzel Sie halt auf den rechten Weg bringen. Und kommen S' mal wieder in's Gebirge, so gehn S' halt an dem Waldhaus nicht vorbei, ohne anzuklopfen! Sollen allezeit freie Wohnung finden und einen gedeckten Tisch."

Die Weigerung der Freunde, die Packete anzunehmen, hätte Gregor beinahe ergrimmt. Sie mußten einlenken, um in Frieden von dem Waldbewohner zu scheiden.

Susanne sahen sie nicht wieder.

Zwei Stunden später lagen flaches Land und bekannte Wege vor den Blicken der Reisenden. Hier schied Wenzel von ihnen mit dem ehrlich gemeinten Wunsche, daß sie glücklich ihre Heimat erreichen möchten.

10.

Nach einem Jahrzehnt führte der Zufall Ewald wieder in das Grenzgebirge. Diesmal begleitete ihn eine junge,

schlanke Frau, die in Warmbrunn das Bad gebraucht hatte und nun eine Tour über das Gebirg machte, bald zu Fuß wandernd, bald eines Tragsessels sich bedienend.

Das vor zehn Jahren in diesem Walde erlebte Abenteuer war seinem Gedächtniß längst entschwunden. Jetzt erinnerte er sich desselben wieder und als er ungefähr die Gegend erreicht zu haben glaubte, die ihm und seinem Freunde damals so große Besorgniß einflößte, erkundigte er sich in einem ländlichen Kruge nach dem Waldhause. Auf seinen Wunsch, dasselbe besuchen zu wollen, fand sich bald ein wegekundiger Begleiter ein. Nach kaum zwei Stunden erblickte Ewald bereits bekannte Gegenstände. Vor ihm öffnete sich die Schlucht mit dem brausenden Bergwasser; dort ragte der Fels mit der verborgenen Höhle über halb verwitterte Tannen und Fichten empor. In der Schlucht lag nur noch eine einzige Mühle, die andern waren durch Feuer zerstört und nicht wieder aufgebaut worden.

Auf dem ebenen Plateau entließ Ewald den Führer. Seine Gattin am Arme schritt er geradewegs auf das Waldhaus zu. Es begrüßte ihn kein Hundegebell; auch sah es nicht mehr so sauber und aufgeräumt aus, wie bei seiner ersten Anwesenheit. Er mußte wiederholt an die fest verriegelte Pforte des Gehöftes klopfen, ehe man öffnete. Es war Wenzel, in dessen gleichgiltig-harte Züge Ewald blickte. Der Mann war alt geworden.

Ewald fragte nach Gregor, während Wenzel die schöne

schlanke Frau am Arme des Fremden mit großen Augen anglotzte.

„Sitzt drinnen", gab er zur Antwort. „Aber das Waldhaus ist kein Wirthshaus", setzte er hinzu.

„Weiß ich schon", erwiderte Ewald. „Ich will auch hier nicht nächtigen, sondern blos den Hausherrn sprechen."

„Curioses Volk die Reisenden von über der Grenze her", murmelte Wenzel, die Pforte wieder sorgsam verriegelnd. „Bin froh, wenn ich nichts mehr mit dem Gregor zu reden habe."

Ewald fand Alles vor, wie er es vor zehn Jahren verlassen hatte. Das war noch derselbe alte Ofen, dieselben alten Tische, nur etwas abgenutzter, standen noch an den fast ganz schwarz gewordenen Wänden. Auch die Heimchen zirpten nach wie vor. Nur statt der alten Spinnerin saß jetzt ein grau gewordener Mann mit dünnem Haar und nur einem Arm auf der Ofenbank. Er rauchte Tabak und sah stier vor sich hin.

Dieser Mann war — Gregor.

Als er die vornehme, feine Dame erblickte, stand er auf, grüßte kalt und stellte einen Schemel zurecht. Er kannte Ewald nicht mehr. Als aber dieser von den Erlebnissen jener Nacht zu sprechen begann, zuckte ein unheimliches Feuer in seinem Auge. Er bat den Amtmann zu schweigen.

„Mein Wort will ich halten", sagte er nach kurzem Sinnen. „Die gnädige Frau müssen im heruntergekommenen Waldhause ein Mund voll Brod essen und einen

Trunk zu sich nehmen. Das ist so Brauch bei uns im Gebirge."

Ewald und seine Gattin fügten sich der Sitte. Sie genossen das Vorgesetzte.

„Wie geht es Ihrer Frau Schwester?" fragte Ewald wieder nach einer Pause.

„Gut", erwiderte Gregor, „denn sie ist todt — lange schon."

„Und Joseph?"

„Auch todt! — Als er die Susanne zu Tode geärgert hatte, schnitt er sich den Hals ab. — Ich hab' Unrecht gethan, daß ich ihr den Geizhals aufzwang."

„Und Módre?"

„Den haben die Grauröck' derschossen, und dabei mich um den Arm gebracht. Ach, ich wollt', ich läg' auch schon bei der Susanne. Es geht nichts mehr recht in der Welt, wenn man halt ein Krüppel geworden ist! — Hatten Recht dazumal, Sie und Ihr Freund! Ich hätte mich fern halten sollen von der G'schicht. Aber der Mensch ist halt allezeit ein Nimmersatt!"

Da Ewald nicht noch mehr alle Wunden des offenbar sehr verstimmten und mit sich selbst unzufriedenen Mannes aufreißen wollte, fragte er nicht weiter. Er freute sich, ihn wieder gesehen zu haben und wünschte ihm beim Scheiden noch recht viele glückliche Tage.

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Schon im nächsten Jahre zündete ein Blitzstrahl das Waldhaus an und verwandelte das ganze ehemals so große und schöne

Gewese in einen Schutthaufen. Gregor und Wenzel retteten nur wenig von ihrer Habe. Mit diesen spärlichen Ueberresten ihres ehemaligen Glückes fanden sie tiefer im Gebirge bei einem der verwegensten Schmuggler, der klug genug gewesen war, sich in Zeiten von dem gefährlichen Geschäft zurückzuziehen, freundliche Aufnahme. Das niedergebrannte Waldhaus ward nicht wieder aufgebaut. Die geschwärzten Mauerreste sind längst unter Farrenkraut und üppig aufwuchernden Schlinggewächsen verschwunden.

III.

Erzählungen eines Wattenschiffers.

III.

Erzählungen eines Mattenschiffers.

Die flachen Küsten Schleswigs sind im Westen von einer bedeutenden Anzahl Inseln umgürtet, welche theils breite, theils schmale Meerströme umfluten. Zur Zeit der Ebbe tritt die Meerflut viele Meilen weit zurück vom Lande, enthüllt den Meeresboden und legt unermeßliche Strecken grauen Erdschlammes und weiß glänzender Sandfelder trocken. Diesen bei jeder Tiefebbe sich zeigenden Grund der Nordsee nennt man Watten, die Meeresströme, die ihre Wogen um die erwähnten Inseln wälzen, heißen Wattströme, und diejenigen Seefahrer, welche die schwierigen Wasserpfade innerhalb dieses Inselarchipels und zwischen denselben mit leicht gebauten, schnell segelnden Fahrzeugen durchkreuzen, Wattenschiffer.

Von jeher hat es unter den kühnen, oft waghalsigen Seefahrern der nordischen Meere ausgezeichnete Menschen gegeben; denn die Natur des Meeres, auf dessen Wogen sie den größten Theil ihres Lebens zubringen, macht umsichtig, kaltblütig, stählt die physische, wie geistige Kraft, und verleiht denen, welche fast ununterbrochen mit den Elementen kämpfen müssen und zahllose Male in Todesgefahr schweben, eine Selbstständigkeit, wie man sie unter den Fest=

landsbewohnern selten in so hohem Grade und in so ausgeprägter Schärfe findet.

Die Küstenstriche des Festlandes in erwähnter Gegend sowohl wie die Inseln — mit Ausschluß des eigentlichen Nordstrandes, das seit dem Untergange des großen Insellandes gleichen Namens von Niederländern besetzt wurde — sind von eingeborenen Friesen bewohnt. Man nennt deshalb auch die Westküste Schleswigs nebst den sie umgebenden Inseln Nordfriesland. Diese Friesen nun, und unter ihnen vor Allen wieder die Inselfriesen, zeichnen sich als Seefahrer vor Andern aus. Seit Jahrhunderten haben sie ein großes Contingent zu den Seemännern der deutschen, dänischen, holländischen, zum Theil auch der englischen Marine gestellt, und noch jetzt werden friesische Seeleute von allen seefahrenden Nationen mit Vorliebe gesucht.

Die Wattenschiffer geben ihren übrigen, die Meere befahrenden Landsleuten an Kühnheit und Muth nichts nach, nur verlassen sie ungern die heimischen Meerespfade, auf denen sie jeden Fuß Wasser genau kennen. Diese Kenntniß allein erklärt ihre Waghalsigkeit und das Glück, das sie auf ihren Reisen zwischen den Inseln und Halligen, den zahllosen Untiefen und Sanden selten verläßt.

Noch jetzt gibt es eine nicht geringe Anzahl zuverlässiger und kühner Wattenschiffer; einer der allerberühmtesten dieser merkwürdigen Seeleute aber, den alle Insulaner, Halligmänner und Festlandsfriesen bei Lebzeiten wohl kannten, der wunderliche alte Brork, ist schon vor Jahren zu seinen Vätern versammelt worden. Von ihm existiren eine Menge

Anekdoten und abenteuerliche Erzählungen, die schwerlich alle wahr sind. Eigenthümliche und fast unglaubliche Erlebnisse hatte jedoch der seltene Mann zu berichten. Leider war er selbst nie recht zum Sprechen zu bewegen, denn er hielt es mit dem Wort der Schrift: „deine Rede sei Ja, ja, und Nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Uebel." Etwas aber war doch bei Brork darüber und dies war in der That vom Uebel, nämlich sein Zusatz- und Aushilfewort bei jeglicher Rede, das keiner Sprache angehörige, unübersetzbare „Upmä". Mit diesem Worte begann Brork jeden Satz, oft auch schloß er ihn damit. Es war sein Fluchwort und sein Gebet in großen Nöthen. Mit ihm grüßte er den Freund und verjagte den Feind. Er gebrauchte es, wenn er die Segel umlegte, wenn eine Sturzsee über das Deck seines alten Ewers stäubte, wenn er mit vollen Backen das Torffeuer anblies, um sich gedörrten Rochen zum Thee warm zu machen, und ich bin überzeugt, er ist mit diesem köstlichen Aushilfsworte auf der Lippe auch zum ewigen Leben eingeschlafen.

Vor einigen Jahren bereiste ich den vielfach interessanten Archipelagus der Westsee, wie man diese Gegend der Nordsee allgemein in Nordfriesland nennt. Der Schiffer, dessen unscheinbares Fahrzeug ich gemiethet hatte, war auch ein Original, wie es wenige gibt. Er verachtete Jeden, der nicht auf Salzwasser groß geworden war, und sagte mir schon beim Unterhandeln gerade in's Gesicht, daß er sein Schiff eigentlich nur ungern zu solcher Fahrt hergebe, denn es sei gegen seine Gewohnheit, solche unnütze Menschen,

die nichts vom Robbenschlage verständen und niemals einen Wallfisch harpunirt hätten, auf der See herumzufahren. Der Mann war nämlich in seiner Jugend als Jungmann auf einem Grönlandsfahrer bis Spitzbergen hinauf gereist und mochte auf dieser Reise freilich mehr erlebt und gesehen haben, als ein Bücher schreibender Binnenlandsmensch. Zum Glück kannte er diese meine letzte Eigenschaft nicht, sonst würde er wahrscheinlich noch viel verächtlicher auf die „Unnützen" herabgesehen haben, als er es so schon that. Indeß zeigte sich Thirs Nickelsen weit umgänglicher, als ich vermuthete. Es schien, nur am Lande sei er keines Menschen Freund, weil er die Landratten für Geschöpfe Gottes hielt, die weit unter jedem Seemann stünden. Kaum aber hatte er die Segel des rundbauchigen Ewerschiffes, das alle seine Fahrten ausgehalten, gestellt, und am Steuer Platz genommen, so änderte sich Nickelsens ganzes Wesen. Er ward heiter, blickte frei und trotzig um sich, und begann unaufgefordert zu erzählen.

Die seltsamen Kegel- und Bergformen der Häusergruppen auf den hohen Warften der Halligen, welche der Westsee eine so eigenthümliche Physiognomie geben, hatten bisher ausschließlich meine Blicke gefesselt. Jetzt, als Nickelsen die Segel umlegte und aus dem Fahrwasser der Holmer-Fähre, wie die Binnensee zwischen Pohnshallig und der Küste Schleswigs von Husum nordwärts bis über die Hallig Nordstrandischmoor hinaus genannt wird, in die breite, schon höhere Wogen rollende Meeresstraße „das Pelwormer Tief" einbog, lachte er, scharf über das

Meer blickend, still vor sich hin, schüttelte seinen kleinen spitzen Kopf und sagte dann, mir einen höchst seltsamen Blick zuwerfend: „Das war ein Mann!“

Da ich begreiflicherweise nicht wissen konnte, welchen Mann er meinte, so erlaubte ich mir, dem offenbar diese Bemerkung zugeworfen sein sollte, die Frage aufzuwerfen von wem er spreche.

„Ach ja“, gab er zur Antwort, das Steuer fester an sich pressend, um das Holzende desselben unter seinen breiten Schenkel zu schieben, mit dem er es gewöhnlich längere Zeit hielt, „sind ja von Binnen, wissen nichts von den Uthlanden. *) War aber doch ein Mann und ein Kerl dazu.“

„Wer, wenn's beliebt?“ fiel ich mit etwas barscher Frage nochmals ein.

„Mein Freund Brork“, erwiderte Thirs Nickelsen, schob den getheerten Hut, der seinen spärlich behaarten Scheitel deckte, etwas mehr ins Gesicht, als wolle er sich vor den brennenden Strahlen der Sonne schützen, und seine Miene ward ernst. Er strich sich mit haariger Hand über die Augen, und ich bemerkte, daß eine Thräne an den grauen Wimpern perlte.

„Ist er auf See verunglückt?“ fragte ich theilnehmend.

Nickelsen schüttelte den Kopf.

„Das nicht“, sagte er. „Sein Tod war ein Binnenlandstod. Er starb im Bette wie ein Bauer, aber ich

---

*) Die Inseln an der Westküste Schleswigs.

kann ihn nicht vergessen, so oft ich über Nordstrandischmoor hinauskomme und die Halligen Habel, Gröde und Apelland dort fern im Norden sich am Kimming zeigen. Da hat er was erlebt, der wackere Brork. Werd's nimmer vergessen."

Er zog die Schoten*) der beiden Segel, welche der Ewer führte, schärfer an, um den Wind besser fassen zu können, hing das Steuer an einen Riemen, denn der Wellengang der See war ein geregelter, die Brise mäßig und wir hatten eine gute Zeit steifen Segelstrich zu halten. So frei seiner Bewegungen geworden, rief er in die Luke hinunter, aus welcher die schmale Kajütentreppe heraufführte, und befahl seinem Gehilfen, zwei kalte Grog zusammenzugießen und sie auf Deck zu bringen für ihn und „den Herrn". Mit dem „Herrn" war der unnütze Mensch aus dem Binnenlande gemeint.

Bald brachte der Gehilfe des Schiffes das Verlangte. Nickelsen probirte die Güte seines Lieblingsgetränkes mit schnalzender Zunge, fand es gut und schlug nunmehr die Arme über einander, um recht gemüthlich das, was ihm das Herz erfüllte, mir zu erzählen.

„Sehen Sie da in Lee**) den weißen Punkt, Herr?" begann er, nur mit einem Augenwink die Richtung andeutend, die er meinte. „Nun gut", fuhr er fort, als ich bejahte. „Das ist der verrufene Rungholt-Sand, allen Wattenschif-

---

*) Taue an den Enden der Segel, womit diese gestellt werden, um den Wind bequem fassen zu können.

**) Die dem Winde nicht ausgesetzte Seite eines segelnden Schiffes.

fern gefährlich. Kein Seemann legt dort gern an, wenn ihn nicht die härteste Noth dazu zwingt; denn soll er Unglück haben und hat er zufällig 'was auf dem Kerbholz bei Old Nick*), dann kann er dort geradeswegs hinunterfahren in die Hölle."

„s ist die Möglichkeit!" sprach ich in zweifelndem Tone. Dieser Ton machte Thirs Nickelsen wild. Er biß heftig ein Ende von seinem Knollen Kautabak ab, drückte an's Steuer, daß der Ewer sich der Gewalt des hart in die Segel fallenden Windes beugte und eine Spritzwelle ihre Schaumflocken in feuchtem Sprühen über das ganze Deck jagte.

„Aus dem Möglichen kann Wahres werden", sagte er trocken, den zerrinnenden Meerschaum gelassen abschüttelnd. „Brork hat den Eingang zur Hölle dort gesehen, und wenn mein Freund etwas sah, so war's auch wirklich da. Brork log nie, er sagte immer die Wahrheit."

Nachdem ich dem beleidigten Manne mehrmals die Versicherung wiederholt hatte, daß ich durchaus nicht daran zweifele, fügte ich, schüchtern fragend, die Bitte hinzu: „Er möge mich doch wissen lassen, wie dies zugegangen sei und worin dies so merkwürdige Erlebniß denn eigentlich bestanden habe?"

Nachtragend war Thirs Nickelsen nicht. Man konnte es ihm an dem lächelnden Blinzeln der Augen, die er nie ganz öffnete, ansehen, daß er gar zu gern von der Ueberfülle seines Wissens abgab. Zu oft mochte ihm dazu freilich eine er-

*) So nennen die Schiffer gewöhnlich den Teufel.

wünschte Gelegenheit nicht kommen, denn die Inselgruppe der Westsee wird selten von Reisenden besucht und noch seltener wagen einzelne Wißbegierige eine Seefahrt durch diese gefährlichen Untiefen.

„Drüben auf dem festen Wall*) und noch weiter im wasserlosen Lande wissen die Leute wohl nichts von Rungholt-Sand?“ fragte der Wattenschiffer, mit einem so verschmitzten Zuge in seinem wetterharten Gesicht, daß ich es ihm ansehen konnte, er begehre nichts als ein verwundertes Nein zu hören. Diesen Gefallen that ich jedoch dem starrköpfigen Uthlandfriesen nicht, indem ich mit ausweichender Gleichgiltigkeit versetzte:

„Wenig, so wenig, wie man von diesem entlegenen Winkel überhaupt weiß und hört.“

Diese Antwort machte den alten Robbenschläger warm. Er wußte offenbar nicht, ob er in seine am Lande festgehaltene Grobheit sich abwehrend hüllen oder in kühler Selbstbeherrschung den Lehrer eines Unwissenden, eines „Unnützen“ spielen solle. Nach einigem Räuspern, Husten, Spucken und Zerren an den Tauen entschloß er sich zu Letzterem.

„Haben also wenig oder nichts gehört vom Rungholt-Sand im Binnensee?“ fragte er nochmals.

Ich zuckte die Achseln und machte eine Handbewegung, als bäte ich ihn, er möge seine Kenntnisse mir nicht vorenthalten.

Nun erhob Thirs Nickelsen seine Rechte, die eisenhart,

*) Der Continent.

wie Horn, und von einer fabelhaften Größe war, weshalb er auch bei seinen Landsleuten, wie ich erst später erfuhr, kurzweg den Beinamen „die große Hand" führte, zeigte rund um sich und sagte:

„Vordem war dies Alles trocken Land. Das Gras wuchs viele Fuß hoch darin, daß die weidenden Rinder nur mit den Hornspitzen daraus hervorsahen. Kirchen gab's mehr als Festtage im Jahre und Häuser mehr als ein guter Rechner an einem Tage zählen konnte. Dazumal — es ist nun schon eine gute Weile her — hieß dies Land Nordstrand, und war eine Insel, herrlicher und fruchtbarer als heut zu Tage die englische Insel, die von lauter Lords und Ladys bewohnt wird. Dort aber, wo jetzt das Meer sich in hunderttausend schäumenden Wellen bricht, lag der allerschönste Theil des wundervollen Insellandes. Es war das Paradies Nordstrands, Rungholt benamset, und gegenwärtig ist von der ganzen Herrlichkeit nichts mehr übrig, als einige Tausend Kiel Sand, der wohl des Ausgrabens und Auswaschens werth sein möchte, denn Gold und Silber steckt sicherlich genug darin, mehr als in den Bergeinöden Californiens, wohin jetzt die neumodisch gekleideten Narren zu Hunderten sich schaffen lassen."

„Das wäre!" sagte ich verwundert. „Und wie kommt es denn, daß dieser Sand so große Schätze birgt?"

„Weil das Volk, welches ehedem dort wohnte, übermüthig ward vor eitel Reichthum und Wohlleben", fuhr Nickelsen fort. „In der Bibel kann man's lesen, wie Sodom und Gomorrha zu Grunde ging in Feuerflammen, die vom Himmel fielen,

weil die Bewohner sich wälzten in sündigen Lüsten; Rungholt hat ein ähnliches Schicksal gehabt, nur daß nicht Feuerflammen, sondern salzige Meereswogen es verschlangen und für immer wegfegten von der Erde. Die Rungholter waren reich, übermüthig, grausam und gottlos geworden. Sie meinten, es könne ihnen nimmer fehlen auf der Welt. Darum verlachten Sie alle Religion, ergaben sich wüster Völlerei, aßen Tag und Nacht von goldenen Geschirren, tranken nur aus prachtvollen Krystallkrügen, die mit werthvollen Edelsteinen geschmückt waren, beschlugen ihre Rosse mit silbernen Hufeisen, legten silberne Reifen um die Räder ihrer Wagen, kleideten sich in Purpursammt und Seide, und fragten nichts mehr nach Gott und seinem heiligen Wort. Die Priester, welche ihnen ihre Sünden vorhielten und in's Gewissen redeten, verlachten sie, und damit sie nicht mehr hören möchten, wenn die Glocken zur Kirche läuteten, umwanden sie die Klöppel mit Bast, setzten sich zusammen, spielten, zechten und sangen schändliche Lieder, und verhöhnten den Priester, der mit dem Allerheiligsten durch den von Sündern wimmelnden Ort schritt und Litaneien anstimmte. Da sandte Gott den Wind als Rächer aus, ließ die Meerflut aufwühlen, daß sie thurmhoch stieg, alle Deiche und Dünen brach und fortriß, die Wohnungen der Rungholter zerstörte und die ganze sündige Rotte, zusammt dem Lande, das sie trug, in den Tiefen des Meeres begrub. Seit jenem Tage gibt es nur noch jenes breite Sandwatt, das bei hohler Ebbe aus dem Grunde des Meeres auftaucht, wie die Fläche eines großen Grabhügels. Darunter liegen die sündhaften Rung-

holter mit ihren Schätzen und dicht daneben befindet sich der Eingang zur Hölle."

Unser Schifflein hatte sich dem versunkenen Sodom Nordfrieslands während dieser Erzählung Nickelsens bedeutend genähert. Die flutende See bedeckte jetzt den Sand gänzlich, nur die heftig sprudelnde Bewegung der Gewässer und das Aufsprühen einer silberweißen Woge auf der Höhe des Sandes ließen die Untiefe schon aus der Ferne erkennen. Auch zeigten Schwärme Nahrung suchender Strandvögel, wie sie in ungeheurer Menge um die Küsten, Inseln und Dünen flattern, die Nähe des Sandes an. Wie eine Wolke zog das Vogelheer bald in dichter Häufung, bald in breiten Geschwadern auseinander flatternd, jetzt mit dem vom Sonnenstrahl getroffenen Gefieder lichte Scheiben bildend, dann wieder als schwarze Schatten durch die Luft streichend, über Rungholt-Sand auf und nieder.

Da ich durch ungläubige Zweifelsucht die vortreffliche Stimmung meines Schiffsführers nicht stören wollte, machte ich ihn nur auf die merkwürdigen Figuren des ziehenden Vogelschwarmes aufmerksam. Er nickte beistimmend, indem er fortfuhr:

„Ja, Herr, so ist es immer bei Rungholt-Sand. Uns gewöhnlichen Menschen kommt's vor, als hätten wir Vögel vor uns, wer aber heller sieht, wie es meinem Freunde Brork verstattet war, der weiß besser Bescheid. Es sind nicht Vögel, Herr, die so gräulich schreiend über dem todten Meere stehen, die Seelen der Verdammteu sind's, die Gottes strafende Hand in Vögel verwandelt hat!"

Der Mann sprach diese Ansicht mit so düsterer Ueberzeugung aus, daß Einem wohl unheimlich werden konnte. Die See brauste und schäumte in höheren Wogen, nirgends war ein Nachen oder ein Segelschiff zu sehen. Nur die flachen Deichränder Pelworms hoben sich wie ein dunkler Streif über das Meer empor, weit im Westen bei dem braunrothen Gemäuer der zusammengestürzten alten Kirche wieder mit dem Meere verschwimmend. Man hörte nur das Rauschen der Flut am Bug des Ewers, das Pfeifen des Windes, der unsere Segel blähte, und das melancholische Gekrächz der zahllosen Seevögel. Es bedurfte keiner allzu lebhaften Einbildungskraft, um aus diesem Gekrächz das Wimmern klagender, um Erbarmung flehender Menschenstimmen herauszuhören.

„Sie müssen wissen, Herr", begann Thirs Nickelsen abermals, ab und an einen scheuen Blick auf die unruhig in der Luft hin- und herfahrende Vogelwolke werfend, „Brork war ein beherzter Mann, der mehr wagte als jeder Andere. Hatte er sich etwas vorgenommen, so führte er es auch aus. Wind und Wetter dienten ihm jederzeit, als könnte er ihnen gebieten. Darum beunruhigte ihn weder ein fliegender Sturm, noch eine Windstille. Wo Niemand zu ankern wagte, da legte Brork ruhig an, und es hat Keiner gehört, daß dem merkwürdigen Manne ein Unfall zugestoßen sei. Nun, Herr, Glück gibt Muth, und Muth läßt den Menschen zuweilen seine Hand auch zu verwegenem Thun ausstrecken.

„Eines Tages — es war um die Herbst-Tag- und Nacht-Gleiche — bestieg Brork sein Ewerschiff, um mit

Torf nach Amrum zu segeln. Das Wetter konnte nicht besser sein zu solcher Fahrt. Brork steuerte also allein, wie er es am liebsten that, durch die Holmer-Fähre ins Pelwormer-Tief hinein. Es ging auch scheinbar Alles ganz gut, nur wunderte sich der alte Schiffer, daß er so merkwürdig langsam vorwärts kam. Ungeachtet des günstigsten Segelwindes blieb der Ewer beinahe immer auf derselben Stelle, als hielten ihn unterseeische Gewalten fest. Alte Seeleute hatten nun schon Aehnliches erlebt, weit draußen im großen Ocean, wo die Riesen-Seespinne in der Tiefe wohnt und sich an Schiffe festklammert, die über ihre Wohnung fortsegeln. In der Westsee aber giebt's keine solche Meerungethüme, mithin konnten sie auch nicht den Ewer Brorks festhalten. Nach stundenlangem Segeln ward die Luft ruhiger und endlich ganz still. Das Wasser lief mehr und mehr ab, die Sände und Watten stiegen auf allen Seiten grau und fahl aus dem Meere. In solcher Zeit ruht auch der unerschrockenste Schiffer gern; denn mögen ihm die Wattströme auch noch so bekannt sein, er kann doch irgendwo auf den Grund gerathen und sich und sein Schiff dadurch in schwere Gefahr bringen.

„Gegen Mittag erreichte Brork den verrufenen Sand. Das Meer war ohne alle Bewegung, klar und durchsichtig, wie Krystall umspülte es den Kiel des Ewers. Man konnte Seesterne, Quallen, Krabben und anderes Seegethier auf dem Grunde erkennen. Rungholt-Sand glänzte weiß im Sonnenschein und ein dichter Vogelschwarm kreiste wie jetzt über der von keines Menschen Fuß gern betretenen Stätte.

Auch Brork war niemals neugierig gewesen, den Sand zu besuchen, weil er aber den Ankergrund gut und sicher fand, und doch genöthigt war, die Rückkehr der Flut abzuwarten, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine frische Brise mit sich führen würde, nahm er keinen Anstand, im Angesicht des Sandes, vielleicht gerade da, wo jetzt unser Ewer auf den schäumenden Wellen tanzt, vor Anker zu gehen. Er selbst legte sich in seine Coje, um auszuruhen, doch so, daß er durch die offen stehende Luke gerade nach dem Sande und dem Schwarm der kreischenden Vögel blicken konnte.

„Eine kleine halbe Stunde mochte Brork so gelegen haben, bald mit offenen, bald mit geschlossenen Augen, da hörte er dicht über dem Kopfe erst ein sanftes Klopfen, dann ein Geräusch, als flüsterten zwei Personen leise mit einander, endlich schwere Tritte, wie von Männern, die gewohnt sind, mit starkem Schuhwerk hart aufzutreten. Das kam meinem Freunde doch bedenklich vor, und da er keine Furcht kannte, sprang er behend auf, um nachzusehen, was da wohl für Gäste an Bord gestiegen sein möchten, ohne vorher, wie es bei ehrlichen Leuten doch Sitte ist, ihn um Erlaubniß zu fragen.

„Wie er nun den Kopf aus der Luke steckte, fühlte er doch ein ungewöhnlich starkes Herzklopfen. Am Bug standen nämlich zwei Männer von mittlerer Größe, feisten Körpers, aber aschgrau von Antlitz. Ihre Augen blickten finster um sich, so daß Brork in einen Abgrund von Nacht und Graus zu sehen glaubte. Sie waren überaus prächtig gekleidet, der Eine in Carmoisinsammet, der Andere in Violett. An

ihren auf einer Seite etwas aufgeschlagenen Hüten funkelten erbsengroße Diamanten und andere grün und roth glühende Edelsteine. Von Brillanten waren außerdem alle Knöpfe ihrer Wämser, und selbst die schwergoldenen Schnallen ihrer Schuhe zeigten sich mit werthvollen Edelsteinen besetzt.

„Brork, der überhaupt mit der Zunge schwer umzugehen verstand, versagte bei dem Anblick dieses sonderbaren Gästepaares, wie Sie wohl denken können, die Sprache ganz und gar. Daß er es nicht mit räuberischem Volk, mit Strand- und Schlickläufern zu thun hatte, die wohl zuweilen ein einsames Schiff brandschatzen, wenn sie gerade in Noth sind, sah Brork ein, nur wer die so vornehm und doch altväterisch gekleideten Herren sein und von wannen sie an Bord seines Ewers gekommen sein möchten, blieb ihm ein unlösbares Räthsel. Er sollte aber bald Bescheid erhalten; denn noch während er unschlüssig nach dem Bug blickte, ohne vollends aus der Luke auf's Deck zu steigen, richtete schon der im karmoisinsammtnen Wamms Steckende die Rede an ihn.

„Brork", sagte der Fremde, „Ihr habt Euch da etwas erlaubt, das Euch theuer zu stehen kommen kann. Wie mögt Ihr Euch unterfangen, Euer vermaledeites dreizackiges Eisen mitten auf unsere Tafel zu werfen und uns das kostbar gebratene Spanferkel ganz und gar zu zerreißen? Habt Ihr denn gar keine Augen in Eurem Grützkopfe, oder seht Ihr überhaupt nicht um Euch und thut immer nur, was Euch beliebt?"

„Brork hörte staunend diese Anrede, und war er anfangs nur verwundert gewesen, so ward er jetzt vollends ganz ver-

blüfft. Inzwischen stieg er doch aus der Luke und befand sich auf der Stelle, er wußte nicht wie, den Fremden dicht gegenüber.

„Da seht selber, was Ihr angerichtet habt!“ fuhr der Carmoisinsammetne fort, mit Hilfe seines violetten Gefährten aus Leibes Kräften an der Ankerkette zerrend, „das halbe Tafelgeräth geht bei der Geschichte zum Geier.“

„Brork's Staunen hatte jetzt keine Grenzen mehr, denn wie er neben den beiden vornehmen Herren am Bug des Schiffes über Bord sah, war nirgends ein Tropfen Wasser zu entdecken. Der Ewer stand oder schwebte frei in der Luft; denn das durchsichtig feine Nebelgewebe, das um die Borde gleich farbigem Lichtscheine zitterte, war offenbar kein Wasser. Tief unten aber zog sich, so weit sein Auge reichte, eine breite Tafel hin, mit köstlich duftenden Speisen besetzt und belastet mit goldenen und silbernen Geschirren. Mitten in diese Tafel hinein war sein Anker gefahren und stak noch jetzt in einem Spanferkel, das gar absonderlich lecker aussah. Verstört, angstvoll in die Höhe schauend, wogten zahllose Gäste, alle in feinster Gewandung, um die Tafel. Ein Paar der Kräftigsten mühten sich ab, den Anker aus dem Braten herauszuziehen; weil sie aber das Fleisch des Spanferkels nicht zerfetzen wollten, so schleppte der Anker, an dessen Tau die heraufgestiegenen Gäste ebenfalls zerrten, die leckere Speise der Länge nach über die Tafel fort, stürzte Flaschen, Humpen, Trinkhörner um, zertrümmerte die köstlichsten Blumenwasen und riß Alles rettungslos mit in's Verderben. Die Gäste aber stießen

ob solchen Unglückes ein klagendes Geschrei aus und bewegten dabei die Hände, wie Vögel im Fluge. Dies Klagen machte den erstaunten Brork nun vollends wirr. Es klang genau wie das Geschrei des Vogelschwarmes, das er noch vor Kurzem gehört hatte, und als er seitwärts einen Blick auf Rungholt-Sand warf, war dort kein Vogel mehr zu sehen. Auch der Sand hatte sich gewaltig verändert. Er bildete eine Grotte, von Seetang übersponnen, in deren Innerem eine flammende, doppelt getheilte Stiege aufwärts führte. Bis an die unterste Staffel dieser Stiege reichte die Tafel. Hinter derselben, von einem Nebelflor halb in Dämmer gehüllt, erblickte Brork mit Grausen die Hölle, wenigstens hielt er das, was er sah, für die Hölle, denn im Himmel muß es anders zugehen. Es war ein Schlemmen, Fressen und Völlereitreiben, daß dem nüchternen, an geringe Kost gewöhnten Manne beim bloßen Anblick dieses Sündenlebens schon grauste. Erschrocken, wie er war, konnte er nichts hervorbringen als die Worte:

„Upmä, was soll's!"

„In des Geiers Namen, Brork, so greift doch endlich mit zu!" versetzte der Mann in Carmoisin. „Seht Ihr denn nicht, daß Alles drunter und drüber geht? Euer verdammtes Eisen konnte sich doch auch einen zweckmäßigeren Ankergrund aussuchen. Zieht — ahoioi! — damit doch endlich die Tafel gerettet wird!"

„Upmä, wohl!" sagte Brork und zog aus allen Kräften an dem Ankertau. Kaum aber hatte er es erfaßt, so

hörte er ein Plätschern; die beiden Fremden, die noch eben mit ihm gesprochen, waren verschwunden, ebenso die Tafel mit der schreienden Gesellschaft. Der Ewer schaukelte auf grüner Woge, blendendhell im Sonnenschein lag Rungholt-Sand zur Seite, er aber kniete am Bug, und zog, was er konnte, am Ankertau. Wirklich gelang es ihm auch, den Anker bald darauf einzunehmen und da konnte er deutlich bemerken, daß Alles, was ihm jetzt wie ein Traum erschien, die lauterste Wirklichkeit war. An der einen Schaufel seines Ankers hing ein Stück gebratenes Schweinefleisch und die andere hatte sich in ein zerbrochenes Trinkgeschirr aus feinstem Golde festgehakt. Diesen goldenen Fund, in deren Besitz Brork auf so merkwürdige Weise kam, brachte er glücklich mit heim. Ich habe das Ding oft genug betrachtet und in Händen gehabt. Seitdem weiß man, daß da unter Rungholt-Sand der Eingang zur Hölle ist, und daß die sündhaften Rungholter manchmal daneben eine ihrer gottlosen Schwelgereien abhalten. Denn daß das grausige Volk und die beiden Vornehmen, die mit Brork sprachen, um ihrer Kostbarkeiten nicht ganz verlustig zu werden, Rungholter waren, die noch jetzt für ihre Frevel in der Hölle büßen oder als klagende Seevögel über der Stätte schweben müssen, wo sie ehemals sündigten, das ist ganz gewiß."

Schon seit einigen Minuten hatte der Wind sich gedreht und wehte um Vieles stärker. Thirs Nickelsen machte jedoch keine Anstalt, den Segeln, welche das leichte Fahrzeug tiefer in die dunkel rollenden Wellen drückten, eine andere Richtung zu geben. Nur den Riemen, an welchem das

Steuer hing, löste er, um es nach kurzer Handhabung mit der Hand wieder unter seinen muskulösen Schenkel zu klemmen. Jetzt lag Rungholt-Sand hinter uns, Pelworm zeigte sich in schärferen Umrissen, so daß wir die Häuser und Heudiemen zählen konnten, die, uns zunächst, über den Seedeich emporragten. Es war mein Plan, diesen letzten bedeutenden Ueberrest des alten Nordstrand zu umschiffen und an der Hallige Hooge, wo mir Freunde wohnten, anzulegen. Obwohl es mir nun schien, als müsse die veränderte Richtung des Windes dem von mir begehrten Segelcurs hinderlich sein, erklärte der Wattenschiffer doch auf meine deshalb an ihn gerichtete Frage, daß ein besserer Wind, um Hooge anzulaufen, sich gar nicht denken ließe. Ich bekenne gern, daß ich mir in jenem Augenblicke, wo ich mir schwerlich allein zu rathen, viel weniger noch zu helfen gewußt haben würde, in der That recht unnütz vorkam, und daß ich dem wortderben Uthlandsfriesen im Stillen Abbitte that. Seine wunderbare Erzählung nahm ich gläubig hin, obwohl es mir schien, als wünsche Nickelsen einigen Widerspruch. Da ich indeß hartnäckig schwieg und jetzt meine Blicke ausschließlich den wechselnden Formen zuwandte, welche die Halligen, deren Häuser, Torfkegel und hoch aufgeschichteten Heudiemen über dem rollenden Meere bildeten, fragte er nur, ob ich die Halligen kenne und schon früher einmal eine derselben besucht habe. Meine Antwort lautete der Wahrheit gemäß verneinend. Der schon mehrmals bemerkte etwas spöttische Zug um den Mund des Wattenschiffers ward abermals sichtbar. Er blinzte mit den Augen,

legte die Segel um, zog die Schoten schärfer an, und seinen Hut wegwerfend, der ihm jetzt, wo die Sonne hinter ihm stand, entbehrlich war, kreuzte er neuerdings die Hände über der Brust und sagte:

„Also nach Hooge wollen Sie? Dort war mein Freund Brork auch bekannt. Werden an den alten Wattenschiffer denken, die Hooger, so lange noch eine Warft auf der Hallig steht.“

Meine Neugierde war durch diese dunkle und doch verheißungsvoll klingende Andeutung abermals erregt.

„Warf Euer Freund dort auch Anker auf unrechtem Grund und Boden?“ fragte ich aushorchend.

„Hätt' es wohl gethan, wär' es angegangen“, erwiderte Thirs Nickelsen, „ging aber nicht an, und mußte also Brork das Ankerwerfen bleiben lassen und Gott danken, daß er nicht mit sammt seinem Schiffe zu Grunde ging. Die Geschichte dünkte mir immer viel gefährlicher, als das Erlebniß bei Rungholt-Sand, obwohl mein Freund lieber von diesem als von jener in späteren Jahren sprechen hörte.“

„Er hatte vielleicht Gefährten, deren Glück und Leben von seinem Handeln abhing?“

„O nein, Herr. Mit Brork vertrug sich ein Gefährte selten länger als ein paar Stunden. Darum auch blieb er auf seinem uralten Ewerschiffe immer allein. Haben Sie die Westsee schon im Sturm gesehen?“

Diese so abrupt an mich gerichtete Frage machte mich noch begieriger, das nur angedeutete Abenteuer des be-

rühmten Wattenschiffers zu erfahren, weshalb ich denn, von der strengen Wahrheit abweichend, verneinte.

Thirs Nickelsen schien diese Antwort erwartet zu haben. Er nickte beifällig mit dem Kopfe, dessen spärliches Haar der Wind wie Dünenhafer am Strande zerwühlte, griff nach seinem getheerten Hute, um sich wieder damit zu bedecken, und schob ein neues Priemchen in den Mund. Denn zum Erzählen bedurfte der alte Robbenschläger, wie es schien, durchaus des Kautabaks, um die Rede besser im Flusse zu erhalten.

„Sag' ich's doch", hob er an, „die Leute vom festen Wall wissen nicht, was Sturm heißt. Kommen sie zu uns an die Seedeiche, so binden sie sich die Hüte fest, wickeln sich wollene Tücher um den Hals und stellen sich, in jeder Hand einen Stecken, breitbeinig hin, so wie ein linder Wind weht. Wind heißen sie Sturm, sauste ein wirklicher Sturm um ihre Ohren, er würfe sie um oder fegte sie wohl gar fort in ihr windloses Binnenland."

Ruhig ließ ich diese offenbar mit Absicht gehaltene Spottrede über mich ergehen. Ich kannte den schalkhaften Thirs Nickelsen bereits zur Genüge, um zu wissen, daß er sich nach dieser entschuldbaren Abschweifung mitten in die ihm offenbar am Herzen liegende Sache selbst vertiefen werde.

Hinter uns und zur Seite die Halligen Nordstrandischmoor und Hamburger Hallig, zeigten sich die Häuser des entfernteren Hooge vor uns nur erst wie konische Erdhügel von bald schmaler, bald breiter Form. Der Anblick der

Westsee war jetzt eigenthümlich fesselnder Art. Man denke sich ein Meer, getheilt in zahlreiche, viele tausend Schritt breite Ströme, die ihre brausenden Wogen schäumend gegen einander rollen, und über dieser wühlenden und schäumenden Flut hier breite, flache Erdscheiben, über der Meeresfläche nur erkennbar als graue Säume. Darüber hochragend zackige Gipfel, Felsengebilden nicht unähnlich, jetzt hell von der Sonne beschienen, deren Licht sie in zitterndem Goldrauch umflimmert; dann wieder dies zauberische Märchenbild plötzlich in düstere Schatten sich verhüllend, die Meerflut tief schwarz, der Horizont falb und ohne Schein, die ragenden Felszacken in bläulichem Grau auf dem schwarzen Grund des Meeres beinahe verschwindend. Das ist das Gemälde der Westsee mit den Halligen während einer Fahrt durch diese Inselreste bei wechselnder Beleuchtung.

Thirs Nickelsen ward von diesem wunderbaren Licht- und Farbenspiel, das mich entzückte, nicht weiter berührt. Es war ihm etwas Alltägliches, das er tausend Mal gesehen hatte, weshalb seinem Auge alle Empfänglichkeit für das Herrliche desselben fehlte. Darum achtete er auch nicht weiter darauf, sondern fiel alsogleich wieder in seinen treuherzigen Erzählerton.

„Genau da, wo wir jetzt segeln“, hob er an, „überfiel Brork eines Tages im Spätherbst ein böses Wetter. Er war, wie fast immer, allein auf seinem Ewer, dessen Leitung durch die Untiefen dieser Gewässer ihm bei Tag und Nacht wenig Mühe machte. Scharf von Gehör, mit

Augen begabt, die selbst im Finstern jeden Gegenstand zu erkennen vermochten, fürchtete er keinen Unfall und ließ sich so leicht nicht aus seiner Ruhe bringen. Das Wetter aber, das ihn damals hier überfiel, machte ihm doch bös zu schaffen, weil der Sturm von schwerem Regengewölk begleitet war, das tief niederhing in die See und Meer und Luft zu einer grauen, undurchsichtigen Masse vereinigte. Ein Merkzeichen zu erkennen in solchem Aufruhr der Elemente gehört zu den Unmöglichkeiten. Brork blieb nichts übrig, als die Segel einzunehmen, fest am Steuer auszuhalten und sich seinem guten Seemannsglück zu überlassen.

„Am Tage würde ihm dies auch sicherlich treu geblieben sein; denn hatte Brork keinen andern Anhaltepunkt für den einzuhaltenden Segelstrich, so richtete er sich nach der Farbe des Wassers und wußte dann immer, in welchem Tief er steuerte, wie weit er von dieser oder jener Hallig entfernt war. In nebeltrüber, regenreicher Sturmnacht aber entzog sich ihm auch dieser Führer. Nur die Richtung des Windes konnte ihm ungefähr zum Wegweiser dienen. Allein dieser Wegweiser war täuschend und äußerst unsicher. Das Sturmwetter umbrauste das wild von den Flutwogen geschüttelte Schiff bald aus West, bald aus Süd. Bisweilen wehte es sogar von mehr als einer Seite. Dazu peitschten Regen und salziger Meerschaum über den einsamen Mann am Steuer hin, daß bald auch das Licht seiner Augen sich verdüsterte und nur grause, finstere Nacht um, unter und über ihm flutete.

„Manche Hallig hat tief in's Land hinein schneidende Wehle, die bei einigen sich mehr und mehr erweitern und vertiefen, bis sie bei Hochwasser eine mit trüber Flut sich füllende Rinne bilden. Solche Rinnen nennen wir „Schlütte". Schiffbar sind sie nicht, obwohl ein leichter Nachen darauf schwimmen kann. Steigt aber die Flut hoch, wie das bei heftigem Wehen immer geschieht, so trägt auch das Schlütt ganz bequem ein Fahrzeug, und es kommt dann vor, daß sogar Ewerschiffe mitten im Lande auf solchen Schlütten anlegen.

„Hooge hat, wie die zunächst liegende große Hallig Langeneß eins der größeren Schlütte, so daß die Insel bei Hochwasser das Ansehen zwei besonderer Inseln erhält. Brork war dies wohl bekannt. Er dachte deshalb nur daran, wie er es anfange, um das Schlütt zu finden. Gelang ihm dies — so rechnete er weiter — wollte er den Ewer da hineinsteuern, um nicht auf das freie Meer verschlagen zu werden.

„So fuhr denn nun mein Freund in Nebelnacht und Sturm unerschrocken weiter. Sein Compaß ließ ihn glücklich die Richtung einhalten. Nur auf Augenblicke schwankte er, dann fand er sich immer wieder zurecht. Indeß ward es doch spät, die Kräfte schwanden dem rastlos arbeitenden Manne, und hätte er nicht zufällig den Lichtschimmer aus dem hochgelegenen Hause des Windmüllers auf Hooge entdeckt, so würde er doch an der Hallig vorübergetrieben sein. Dieser Lichtschimmer rettete ihn. In der Gegend, wo die Bewegung des Wassers ihm das Schlütt anzeigte, zwang

er mit Aufwendung aller Kräfte den Ewer in die hochsprudelnde Flut. Das niedrig ziehende Gewölk bedeckte Brork mit tiefer Finsterniß. Das vorhin röthlich aufblitzende Licht verschwand. Keine Warft, kein Haus, kein Windmühlflügel war mehr sichtbar. Rundum schäumten und brausten die vom Sturm gepeitschten Wellen, und nur das ängstliche Blöcken des Viehes sagte ihm, daß der Ewer auf der Rinne des Schlütt treibe. So wenigstens glaubte Brork.

„Es vergingen nun mehrere Minuten, und noch immer sah der Wattenschiffer kein Land. Pfeilschnell jagte der Ewer über die rauschenden Wasser, dem Steuer nicht mehr gehorchend. Da ward zur Rechten des treibenden Schiffers ein dunkler Gegenstand sichtbar, so nahe, daß Brork sich entsetzte, denn er meinte ihn mit Händen greifen zu können. Er strengte alle Kraft der Augen an und erkannte das stumpfe Dach einer Kirche, kaum zwanzig Schritt entfernt! Weiterhin ragte die Windmühle mit ihren Flügeln gespenstisch in die Nacht. Auf diese Mühle trieb er jetzt zu. Das Haar sträubte sich unter dem Südwester Brork's. Der Unglückliche hatte ja das Fahrwasser verfehlt, er segelte nicht im Schlütt, er segelte mitten durch das überflutete Land der Hallig selbst und konnte schon in der nächsten Secunde das Bugspriet seines Ewers in die Fenster des Müllers treiben. Er wollte beidrehen und preßte das widerstrebende Steuer, daß es seufzte; er schrie wie ein wildes Thier in das Windgeheul, um die nächsten Halligbewohner zur Hilfe aufzurufen. Daß ihm Niemand helfen könne, vergaß er in der Angst des Augenblicks. Gehört aber ward des entsetzten

Mannes Verzweiflungsruf. Hier der Pastor, dort ein Halligmann sehen das verlorene Ewerschiff mit dem einsamen Mann am Steuer, dessen graues Haar der Wind zerzauste, gerade auf die Windmühle zutreiben. Schon glaubten sie das Fahrzeug an dem Warfthügel zerschellen zu hören, da flog es, mit dem Bugspriet scharf an der Flügelkante vorüberstreifend, ungefährdet aus der gefahrvollen Nähe der Mühle. Eine hochgehende Woge schaukelte es seitwärts. Wie ein Gespenst zerrann es den starren Auges Nachschauenden im Wolkendunst. Ein paar Augenblicke und man sah und hörte nichts mehr von dem verirrten Ewer. Brork war in der dunklen Sturmnacht quer über die ganze Insel hinweggesegelt!"

„Habt Ihr Münchhausen gelesen?" fragte ich Thirs Nickelsen, denn es wollte mir scheinen, als habe der schlaue Uthlandsfriese Lust, dem „Unnützen" etwas aufzubinden. Verstand ich doch nichts vom Seemannsleben, von der Macht und Wuth entfesselter Stürme und Wogen. Thirs Nickelsen blickte mich darauf sehr ernst an.

„Mir ist's, als hätte ich von den großmächtigen Lügen des bannig unnützen Menschen schon früher gehört", versetzte er, „lesen mag ich solchen Unsinn nicht. Hab' keine Zeit dazu hinterm Haffdeiche."

„Aber Ihr muthet einer Landratte vielen Glauben zu", fiel ich ein. „Ich höre gern Ungewöhnliches, das aber, was Ihr mir eben mitgetheilt habt, mit Verlaub, Nickelsen —"

„Ist so wahr, als ein Wort im Evangelium!" sprach

er, mir barsch das Wort abschneidend. „Zweifeln Sie, Herr, so fragen Sie die Männer auf Hooge und Langeneß. An letzterer Hallig trieb Brork's Ewer an. Den Langeneßern erzählte er sein Erlebniß, das wohl Wenige überstanden haben würden, zuerst. Der Sturm war heftig und die See ging hoch. Bis an die Kronen der Warften stieg das Wasser, die meisten Halligen ganz überflutend. Bei sechs Fuß Wasser aber schwimmt schon selbst ein schwer beladener Ewer leicht über jedes Land."

Thirs Nickelsen hatte die Wahrheit gesprochen. Alle Bewohner der Westsee-Inseln, die ich später fragte, bestätigten die Erzählung des Wattenschiffers. Meine geäußerten Zweifel verstimmten leider den Friesen für die noch übrige Zeit meiner Fahrt durch die Westsee. Er blieb fortan stumm und beantwortete meine Fragen nur mürrisch und einsylbig. Ein wenig mehr Gläubigkeit würde mir jedenfalls bessere Dienste geleistet haben. Ich war zuletzt froh, als ich Föhr, das Ziel meines Ausfluges erreichte, denn nichts Langweiligeres, als eine Meerfahrt unter stummen Gefährten. Beim Abschiede indeß zeigte der Wattenschiffer wieder ein freundliches Gesicht. Er schüttelte mir derb die Hand und versprach mir für ein anderes Mal ein eben so beredter Pilot zu sein, falls ich nur Geduld haben wolle, ihm zuzuhören. Das habe ich ihm auch zugesagt und ich denke, Thirs Nickelsen hält Wort, wenn ich gelegentlich wieder an seine grüngemalte Thür klopfe und ihn bitte, seinen Ewer segelfertig zu machen.

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

Willkomm, Ernst,

Mosaik ausgewählte Erzählungen

Bd.: 2

Leipzig 1860